





773.



Christiane Borne



*A u s z ü g e*  
*aus den*  
*französischen Classikern*

---

Zur  
allgemeinen Schulencyclopädie  
gehörig

---

*Verfertigt.*

von  
E. C. Trapp

---

Dritter Theil  
**F E N E L O N**

---

Braunschweig  
in der Schulbuchhandlung  
1791.

PQ  
1126  
T7  
v. 3



---

## V o r r e d e .

---

**E**s scheint nöthig, was über die Bestimmung dieser Auszüge in der Ankündigung und nachher im Braunschw. Journal März 1790 gesagt ist, hier kürzlich zu wiederholen.

1. Diese Chrestomathie wird aus zwölf Bänden von der Grösse der bisherigen, also aus zwölf Alphabeten bestehn.

2. Die kleinere Hälfte wird Poesie, die grössere Prose enthalten.

3. Dies Werk ist nicht für die ersten Anfänger, sondern für solche, die der Sprache schon mechanisch mächtig sind, und nun Uebung im Interpretiren haben und mit der französischen Litteratur Bekanntschaft machen sollen.

4. Unter denen, die französisch lernen, gibt es viele, z. B. das ganze weibliche Geschlecht, die keine Bekanntschaft mit der alten Litteratur haben, denen also Phädrus, Horaz, Homer, Ulysses, Thetis, u. s. w. so fremd sind als Ilidschuzai, Oktai, Koblai u. s. w. Diesen zu Liebe mußte manches historische, mythologische u. d. gl. erklärt werden, was die Zöglinge gelehrter Schulen manchmal in den untern Klassen schon lernen.

5. Dies Werk ist kein System von Sachkenntnissen, schließt sich auch

an kein solches System an, fugt sich in keines ein; widerspricht aber auch keinem, und ist bei keinem unbrauchbar. Dies ist alles was man von Schulbüchern fordern kann, deren letzter Zweck auf Sprachkenntniß geht, wo also die Sachen nur Mittel, nur Vehikel sind.

6. Ob nun aber gleich dies Werk zum Sprachunterricht bestimmt ist, so soll es doch nicht dienen das Studium der französischen Sprache zu erschöpfen. Es ist genug, wenn man die Jugend einen guten Anfang darin machen läßt. Hiezu aber bedarf es nur solcher Muster, die in der gewöhnlichen guten Schriftsprache geschrieben sind, nicht der Werke eines Montagne, Rabelais, Marot und Anderer, deren Sprache, so schön sie seyn mag, doch

veraltet ist, und ein eigenes für ein reiferes Alter und besondere Zwecke aufzusparendes kritisches Studium erfordert.

7. Indessen ist mit la Fontaine eine Ausnahme gemacht; wogegen hoffentlich niemand etwas haben wird.

8. Mit la Fontaine und Boileau fängt die Sammlung meiner Auszüge an; aber damit ist nicht gesagt, wie verständige Leute auch von selbst einsehn, daß man mit diesen beiden Schriftstellern den Anfang der französischen Sprach-lectüre mit der Jugend machen soll. Jeder fängt mit dem Bande und dem Schriftsteller an, der nach seiner Methode der erste seyn muß. Nach der meinigen würde ich die eben gedachten beiden Schriftsteller zuletzt nehmen. Den Anfang der poetischen Lectüre würde ich mit

Trauerspielen machen, den Anfang der prosaischen mit Geschichte. Aber jeder hat seine Weise, und ich mogte meine Auszüge ordnen wie ich wollte, ich machte es sicher einigen unrecht. Darum ordnete ich hier lieber nach keiner Methode, auch nicht nach der meinigen. Dieses Ordnen ist ja auch ohnehin eine so leichte Sache, sobald man sich eine Methode gewählt hat! Die Hauptsache bei solchen Auszügen wie diese, ist, daß sie viel und mancherlei, und alles aus klassischen Schriftstellern zu lesen geben; ferner daß sie nichts unnützes und nichts schädliches, überhaupt nichts unzweckmäßiges enthalten.

9. Ueber die letztern Punkte sind die Stimmen aber eben so getheilt, wie über die Methode; daher rechne ich

auch hier keinesweges auf allgemeinen Beifall. Nur kann ich mich hiebei nicht so leidend, wie bei der Ordnung der Schriftsteller und der Bände verhalten; ich muß weglassen, was mir unnütz oder schädlich scheint.

10. Aber nicht alles, was ich weglassen, erkläre ich dadurch für unnütz oder schädlich. Ich habe nur zwölf Alphabete zu füllen, auch darum muß vieles wegbleiben. Es ließen sich leicht dreißig Alphabete sehr nützlicher Sachen für die Jugend zusammenbringen, wenn das Publikum es verlangte.

11. Zu Worterklärungen fand ich im ersten Bande öfter Anlaß als im zweiten und dritten. Ich lasse sie allenthalben weg, wo ein gutes Handlexikon hin-



hinreicht den Sinn zu finden. Man muß die Jugend, für welche diese Auszüge gemacht werden, zum Lexikon hintreiben.

12. Wem die Sacherläuterungen im ersten Bande etwa zu gelehrt und umständlich dünken sollten, der muß mich wegen des Textes, nicht wegen der Anmerkungen, in Anspruch nehmen. Wollte ich jenen haben, so wurden diese nöthig. Ob ich aber nicht bisweilen einen unrichten Text gewählt habe? Ob ich z. B. die *art poetique* von B. hätte aufnehmen sollen? Ich dachte; wegen euers Herzens Härte, da ihr nun einmal durchaus Theorien der Künste schon mit der Schuljugend lesen wollt; dann, weil die *art poetique* so gefeilt und so voll schöner

Verse ist, die in jedermanns Munde  
sind; endlich weil sie mit der französi-  
schen schönen Litteratur bekannt macht.  
Wer hätte es mir verziehen, wenn ich  
sie nicht aufgenommen hätte?

Trapp.

---

---

## Fenelons Leben.

---

Fenelon war nach Kopf und Herz einer der vorzüglichsten Menschen, die je gelebt haben: das bezeugen seine Schriften und seine Freunde; das sieht man in allen Verhältnissen seines Lebens, wovon ich hier nur die drei wichtigsten nennen will: er war Prinzen-lehrer, verfolgter Schriftsteller und Erzbischof.

Sein Zögling war Ludwig Herzog von Burgund, Enkel Ludwigs XIV und Vater Ludwigs XV; noch ein zartes Kind, als Fenelon, unterstützt von verständigen Gehülfen, im Jahr 1689 seine Erziehung übernahm. Damals \*) hatte dieser Prinz bei grossen Talenten

\*) Von hier an schreibe ich fast immer wörtlich ab aus *Histoire de la vie de Messr. François de Salignac de la Motte-Fenelon, Archeveque Duc de Cambrai, à la Haye chez les freres Vaillant et N. Prevost. 1723.*

grofse Fehler. Er war jähzornig, ungestüm, hochmüthig, eigenfinnig. Und aus diesem Kinde ward nachher der sanfteste Prinz und der tief die Leiden der Menschheit fühlte; der sich alles versagte, um andern zu helfen; der sich zur Krone nur bestimmt glaubte, um der Vater seiner Unterthanen zu seyn und sie gut und glücklich zu machen.

Auch ward wol nie bei der Bildung eines Prinzen die Sorgfalt so von der Klugheit geleitet als hier. Das wichtigste bei der moralischen Erziehung ist *einstimmißes Betragen* Aller, die dem Kinde nahe kommen. Nirgends ward dies genauer beobachtet als bei diesem Prinzen. War Einer mit ihm unzufrieden, so schienen es alle. Es war alles Ein Ton, einerlei Grundsätze, dasselbe Verfahren. Der Prinz fand keine Rettung als im Gehorsam und in der Erfüllung seiner Pflichten.

Um seinen Geist zu bilden, suchte man Wißbegierde bei ihm rege zu machen, und liefs sich von dieser leiten, um sie zu befriedigen. So vermied man alles gezwungene, was der Unterricht nach Stunden und Lehrgebäuden für Kinder mit sich führt; so verwandelte man die Spiele des Prinzen in Studien; und die ernsthaftesten Studien wurden eine angenehme Unterhaltung. Eine Unterredung,

die veranstaltet ward, ohne daß der Zögling es merkte, gab Gelegenheit eine Geschichte zu lesen, eine Karte zu untersuchen, über dies und jenes Betrachtungen anzustellen, so weit das Kind nach seinem Alter es vermogte. So unterrichtete man ihn von den vornehmsten Begebenheiten des Alterthums und der neuern Zeiten, machte ihn mit den grossen Männern aller Jahrhunderte bekannt und lehrte ihn die Tugend lieben. Fenelon schrieb seine *Todtengespräche* und seinen *Telemach* in dieser Absicht.

Um den Eigensinn, das Aufbrausen, den Hochmuth des jungen Prinzen zu unterdrücken, bediente man sich bald einer traurigen Miene, die auf allen Gesichtern verbreitet war, bald eines feinen Spottes, bald einer Fabel, worin man ihn sich selbst wie im Spiegel sehen liefs.

Die gewöhnlichen Züchtigungen wurden bei ihm nie gebraucht. Man strafte ihn bloß durch Entziehung eines Vergnügens, eines Spazierganges, selbst eines Unterrichts, den er lieb gewonnen hatte,

Nur aufrichtiges Geständniß erwarb ihm Verzeihung; und um ihn dazu zu gewöhnen, gestand man die Fehler, die man in seiner Gegenwart begangen haben mogte. So nutzten

die Erzieher dieses Prinzen ihre eignen Unvollkommeheiten zur Besferung ihres Zöglings.

Man flöfste ihm Liebe zur Tugend ein, nicht durch trockne Regeln, nicht durch Sittensprüche, nicht durch studirte Reden: Ein Wort, Ein Blick, Eine gefühlvolle Aeussferung zu rechter Zeit angebracht, vertrat die Stelle von dem allen. So gab man ihm stündlich Lehren ohne dafs ers überdrüssig ward, ja ohne dafs ers einmal merkte. Bei Tisch, beim Spiel, auf den Spaziergängen, in den Unterhaltungsstunden verwandelte man alles in Lehren, und durch unvermerkt eingestreute Züge und sinnreiche Wendungen, liefs man ihn allenthalben edle Gefinnungen und königliche Tugenden finden. Mit der Liebe zur Wahrheit, die man ihm einflöfste, verband man die grofse Kunst zu schweigen. Um ihn früh an die Verschwiegenheit zu gewöhnen, liefs man mit Vorsicht, ein Vertrauen zu ihm blicken, das über sein Alter war und die wichtigsten Angelegenheiten betraf.

In den *Todtengesprächen* und im *Telemach* trug Fenelon seinem Zöglinge folgende Grundsätze vor:

Alle Völker der Erde find nur so viele Familien in Einem Staate, dessen gemeinschaftli-

cher Vater Gott ist. Das allgemeine Naturgesetz, wornach er will, daß jede Familie beherrscht werde, ist: das gemeine Beste dem eigenen Vortheile vorzuziehen.

Wenn die Menschen diesem Naturgesetze folgten, so würde jeder aus Vernunft und Liebe das thun, was er jetzt nur aus Eigennutz oder aus Furcht thut. Aber die Leidenschaften verblenden, verderben und verhindern uns dieses große Gesetz zu erkennen und zu befolgen. Man hat es erklären, und durch bürgerliche Gesetze zur Ausübung bringen lassen, folglich eine höchste Gewalt festsetzen müssen, wovon man nicht weiter appelliren und wozu jeder als zu der Quelle der Einheit des Staats und der bürgerlichen Ordnung seine Zuflucht nehmen könnte, sonst würde es so viel willkürliche Regierungen als Köpfe geben.

Die Liebe zum Volk, das gemeine Beste, das allgemeine Wohl der Gesellschaft ist also das unveränderliche und allgemeine Gesetz für die Regenten. Dies Gesetz ist älter als jeder Vertrag. Es ist in der Natur selbst gegründet, es ist die Quelle und die Regel aller andern Gesetze. Der Regent muß diesem Urgesetze am gehorsamsten seyn. Er vermag alles über die Unterthanen, aber dies Gesetz muß alles über ihn vermögen. Der gemeinschaftliche

Vater der großen Menschen-familie hat ihm seine Kinder nur darum anvertraut, daß er sie glücklich mache. Er will, daß Einer durch seine Weisheit dem Glück so Vieler aufhelfe, nicht daß so Viele mit ihrem Elende dem Uebermuth eines Einzigen schmeicheln. Gott hat ihn nicht feinetwegen zum Könige gemacht, er ist es nur darum, daß er der Führer der Völker sey, und er verdient die königliche Würde nur in sofern er sich selbst für das gemeine Beste vergißt.

Der tyrannische Despotismus der Selbstherrscher ist ein frevelhafter Eingriff in die Rechte der verbrüdernten Menschheit. Sie zerstören das große Gesetz der Natur, dessen Beschützer sie seyn sollten. Der Despotismus der Menge ist eine vernunftlose und blinde Gewalt, die wider sich selbst wüthet. Ein Volk durch eine zügellose Freiheit verderbt, ist unter allen Tyrannen der unerträglichste. Die Weisheit jeder Regierungs-form besteht darin, das Mittel zwischen diesen beiden schrecklichen Ausfenden zu finden, besteht in einer Freiheit, die bloß durch das Ansehen der Gesetze eingeschränkt ist. Aber die verblendeten und gegen sich selbst feindselig gesinnten Menschen wissen sich nicht auf dieser richtigen Mittelstraße zu erhalten.



Trauriger Zustand der menschlichen Natur! Die Selbstherrscher, eifersüchtig auf ihr Ansehen, wollen dieses immer vergrößern. Die Völker, eingenommen für ihre Freiheit wollen diese immer erweitern. Doch ist es besser, aus Liebe zur Ordnung die Uebel zu ertragen, die in allen, auch den best-geformtesten Staaten unvermeidlich sind, als das Joch *alles* Ansehens abzuschütteln, und sich für immer der Wut der Menge zu überlassen, die ohne Regel und Richtschnur handelt. Ist also die höchste Gewalt einmal durch Grundgesetze Einem oder Einigen oder Vielen zuerkannt, so ertrage man die Misbräuche, wenn man nicht auf Wegen, die der guten Ordnung nicht zuwiderlaufen, Rath schaffen kann.

Alle Arten von Regierungs-formen sind nothwendigerweise unvollkommen, da man die höchste Gewalt immer nur *Menschen* anvertrauen kann. Und alle Arten von Regierungs-formen sind gut, wann die, welche am Ruder sitzen, das große Gesetz des gemeinen Bestens befolgen. In der bloßen Betrachtung scheinen gewisse Formen besser als andere; aber in der Ausübung zieht die Schwäche oder die Verderbtheit der Menschen, die alle denselben Leidenschaften unterworfen sind, allen Staaten Uebel zu, die sich ungefähr einander

die Wage halten. Zwei oder drei Menschen reißen gewöhnlich den Monarchen oder den Senat mit sich fort.

Man wird also das Glück der menschlichen Gesellschaft nicht in Vertauschung, nicht in Umstürzung der festgesetzten Formen, sondern darin finden, daß man *die Oberherren* überzeugt, die Sicherheit ihrer Herrschaft hange von dem Glück ihrer Unterthanen ab, und *die Unterthanen*, ihr dauerhaftes Glück verlange Unterwürfigkeit. Freiheit ohne Ordnung ist Zügellosigkeit, und diese zieht den Despotismus nach sich. Ordnung ohne Freiheit ist Sklaverei, und diese endiget in Anarchie.

Auf der einen Seite muß man den Fürsten begreiflich machen, daß Begierde nach grenzenloser Gewalt eine Raserei ist, die ihr eignes Ansehen zu Grunde richtet. Gewöhnen sich die Selbstherrscher, kein anderes Gesetz als ihren unumschränkten Willen anzuerkennen, so untergraben sie den Grund ihrer Macht, es wird plötzlich eine gewaltsame Umwälzung des Staats entstehen, die anstatt ihr Ansehen in die gehörigen Schranken einzuschließen, es ohne Rettung ganz zu Boden schlagen wird.

Auf der andern Seite muß man die Völker belehren, daß ihre Oberherren dem Haß,

der Eifersucht und unwillkührlichen Fehlritten ausgesetzt sind, die schreckliche aber unvorhergesehene Folgen haben, daß man also die Könige beklagen und sie entschuldigen muß. Es ist das Unglück der Menschen, daß sie von einem Könige regiert werden müssen, der selbst nichts weiter als ein Mensch ist. Denn es brauchte Götter, um die Menschen in Ordnung zu halten. Aber es ist nicht minder ein Unglück für die Könige, daß sie, die selbst nur Menschen, das heißt schwache unvollkommene Wesen sind, über eine unzählbare Menge von verdorbenen und betrügerischen Menschen regieren müssen.

So lehrte der edle Fenelon unter dem despotischen, eiteln und das wahre Wohl seiner Unterthanen verkennenden und zerstörenden Ludwig XIV; und dieser, der sich an mehr als einer Stelle im Telemach getroffen fühlte, warf nur noch mehr Haß auf den wackern Erzbischoff; denn schon vor der Bekanntmachung des Telemachs war er ihm nicht gut, man hatte den vortreflichen Mann bei ihm angeschwärtzt. Die Veranlassung dazu war folgende.

Eine Frau von *Gilion* äußerte über die *Liebe zu Gott* Gedanken, die, wohlverstan-

den, der liebe-vollen Seele eines Fenelon sehr gefallen und ihrer Urheberin an ihm einen Freund und Beschützer erwerben mußten. Die Lehre dieser Frau war, kurz gefaßt, folgende:

„Die Liebe ist die Quelle und der Zweck, die Regel und die Ausübung aller Gesetze, aller Pflichten, aller Tugenden, und die beiden Mittel zu dieser vollkommenen Liebe zu gelangen sind das *Gebet* und die *Selbstverleugnung*.“

„Das Gebet ist weder eine angenehme sinnliche Empfindung noch der Zauber einer erhitzten Einbildungskraft, noch ein tief sinniges Forschen des Verstandes, sondern ein Hang der Seele nach ihrem Urheber wie nach ihrem Mittelpunkt, ein Hang, dessen die Einfältigsten fähig sind, den nichts unterbrechen muß, und der sich mit allen Pflichten unsers irdischen Zustandes verträgt.“

„Anfänglich muß man sich äußerst und zu wiederholten malen anstrengen, muß oft zu Gott zurückkehren, um sich von den Gegenständen der Leidenschaften zu trennen, um sich von allem, was sie reizen könnte, zu entfernen, um sich zu sammeln, sich zu einigen, sich in seine geistige Natur zu verschließen, und so nach

und nach sich zu gewöhnen immer kunstloser, einförmiger und zutraulicher in der Gegenwart Gottes zu leben.“

„Indefs der Geist sich so zu der höchsten Wahrheit empor schwingt macht sich das Herz nicht bloß von aller groben Sinnlichkeit, sondern auch von allen verfeinerten Leidenschaften frei. Hier ist die Quelle von zwei Wirkungen der Weisheit, die sehr verschieden sind.“

„Anfänglich macht uns Gott von den unreinen Vergnügungen durch den Vorschmack einer himmlischen Freude los. Beseelt von den zarten Empfindungen einer aufkeimenden Liebe übt man sich mit edler und männlicher Kraft in allen Arbeiten einer thätigen Tugend. Die Seele, von der Liebenswürdigkeit Gottes eingenommen, wird unempfindlich gegen die verführischen Reize irdischer Wohllust.“

„Darauf fängt Gott ein ander Werk in uns an, um die falsche Selbstliebe zu zerstören, nicht durch Freuden, sondern durch Schmerzen. Nachdem er uns von den irdischen Gegenständen abgezogen hat, schließt

er uns in die Einöde unsers eigenen Wesens ein, damit wir die Finsternisse, die Ohnmacht, das Leere deselben fühlen mögen. Er zeigt uns alle Abscheulichkeiten des *Selbst*, des *Ichs*, das Unreine der Tugenden deselben, seine Eingriffe in die Rechte der Gottheit. Welche Quelle von Schmerzen für ein Geschöpf, das sich und seine eigene Tugend anbetet! Die Seele findet in sich nichts, das ihrer Liebe werth sey, und wenn sie nun den Ueberdruß an ihrer eigenen Gesellschaft nicht länger ertragen kann, so geht sie aus sich selbst heraus um sich in die Liebe des einzigen Liebenswürdigen zu versenken.“

„Dann schweigt das lästige Geräusch der Sinne und der Einbildungskraft, wie der Tumult der Gedanken und Leidenschaften; und die ganze Seele, in tiefe Stille eingewiegt, betet im Geist und in der Wahrheit den an, den kein Wort und kein Begriff zu fassen vermögend ist. Aber diese Stille schließt nur die *unnöthigen* Betrachtungen, die *überflüssigen* Vernunftbestrebungen, die *fruchtlosen* Nachforschungen aus, welche die Wirksamkeit des Herzens unterbrechen,“

Dies ist das wesentliche der Lehre, die der selbstsüchtige *Bossuet* durchaus als ketzer

risch verworfen wissen wollte, und die der edle Fenelon in Schutz nahm, weil er durch den Nebel der unschicklichen Darstellung die in diesem Auszuge lange so merklich nicht ist, als in den Schriften der Frau von Güion, den großen und wahren Sinn erblickte, der zum Grunde lag.

Der Streit der beiden Prälaten erregte Aufsehen und ward auch dem Könige bekannt. Dieser nahm Partei für Bossuet. War Fenelon Hofmann, so gab er nun nach. Aber das war er so wenig; daß er die Wahrheit und seine Freundin nur desto nachdrücklicher vertheidigte und erklärte, er halte sich nur dann zu schweigen oder gar zu widerrufen verbunden, wann der oberste Richter in kirchlichen Angelegenheiten, der Papst, es ihm beföhle. Aus dieser Festigkeit machte man dem guten Fenelon beim Könige ein Verbrechen; man nannte sie Hartnäckigkeit. Der König hiefs ihn aus Paris und nach seinem erzbischöflichen Sitze nach Cambrai gehen. Fenelon gehorchte auf der Stelle.

Die Schrift, worin er seine Meinung über die reine Liebe zu Gott dargelegt und vertheidigt hatte, ging nach Rom. Sie führte den

Titel: Maximes des Saints. Zu Rom ging man ungern daran, dies Buch zu verdammen. Aber ein Cardinal sagte: Wenn wir es nicht thun, so haben wir Händel mit dem französischen Hofe. Und dies entschied für die Verdammung. Fenelon unterwarf sich augenblicklich mit der größten Selbstverleugnung, und erhielt so einen weit größern Sieg über seine Feinde, als diese über ihn.

Nie hat ein Geistlicher oder Weltlicher seinem Amte treuer und mit mehr Einsicht vorgestanden, als Fenelon. Die Menschen gut, verständig und glücklich zu machen war sein einziges Bestreben.

Er verlegte die geistliche Pflanzschule, die unter ihm stand, nach Cambrai, um die Zöglinge unter seinen Augen zu haben, um unmittelbar ihr Lehrer und Führer zu seyn. Wöchentlich einmal unterhielt er sich mit ihnen über die Gründe der Religion, liefs sich von ihnen Einwürfe machen, hörte diese mit unbeschreiblicher Geduld an und beantwortete sie mit väterlicher Güte. Er wufste allen alles zu werden.

Seine Predigten flossen ihm aus dem Herzen. Sie athmeten ganz die Liebe, wovon



dieses voll war, *die* Liebe, die alle Tugenden erzeugt und veredelt. Alles spitzfindige, gelehrte, tiefsinnige, so wie aller unnöthige Rednerschmuck war daraus verbannt.

Die ihm untergeordneten Geistlichen behandelte er wie Brüder, liefs sie nie seinen Rang und seine Talente fühlen, nahm ihren Rath an und machte sich ihre Erfahrungen zu nutze. „Der Hirte, pflegte er zu sagen, muß noch gelehriger seyn, als die Herde. Er muß ohne Aufhören lernen, um zu lehren, muß oft gehorchen, um gut befehlen zu können. Der verständige vermehrt seine Einsichten mit denen, die er bei Andern findet.“

Er begnügte sich nicht, die Geschäfte des Erzbischofs zu verwalten, er übernahm auch die eines Unter-geistlichen, er war Beichtvater und Seelforger von vielen Laien. Man hat nach seinem Tode die Briefe gedruckt, die er an diese schrieb. Sie sind voll der edelsten Gefinnungen, die aus den erhabensten Grundsätzen stammen und der Fassungskraft der einfältigsten angemessen sind; sie sind voll Kenntniss des menschlichen Herzens, dringen in die verborgensten Falten desselben, enthüllen die Schlaueit der Eigenliebe, und stellen sie

dem zarten Gefühl der göttlichen Liebe gegenüber; sie sind endlich voll sanfter Frömmigkeit und voll Nachsicht gegen die Fehler Anderer, ohne doch ihren Sinnen und ihrer Eigenliebe zu schmeicheln, oder den Forderungen der reinen Sittlichkeit etwas zu vergeben.

Fenelon war strenge ja hart gegen sich selbst, ohne es äusserlich scheinen zu wollen. Er schlief wenig, als noch weniger, und verstattete sich kein ander Vergnügen, als was die Erfüllung seiner Pflichten ihm gewährte. Spazieren gehn war seine einzige Erholung so lange er Erzbischof zu Cambrai war.

Bei grossen Einkünften starb er arm. Seinen Ueberflufs vertheilte er stets unter die Dürftigen. Sein ganzes Leben war eine ununterbrochene Reihe von Wohlthätigkeit.

Diese Zierde der Menschheit ward geboren den 6. August 1651 zu Schloß Fenelon in Perigord, und starb zu Anfang des Jahrs 1715.

---

---

# TABLE

## DES SECTIONS

CONTINUES EN CE VOLUME.

---

- I. *Les preuves métaphysiques de l'existence de Dieu ne sont pas à la portée de tout le monde.* Page 3
- II. *Les preuves morales de l'existence de Dieu sont à la portée de tout le monde.* 4
- III. *Pourquoi si peu de personnes font attention aux preuves que la nature fournit de l'existence de son auteur.* 5

IV. *Toutela nature montre l'existence de Dieu.* 7

V. *Belles comparaisons qui prouvent que la nature montre l'existence de son auteur.* 8

*Prémiere comparaison, tirée de l'Iliade de d'Homère.* 8

VI. *Seconde comparaison, tirée du son des instrumens.* 9

VII. *Troisième comparaison, tirée d'une statue.* 10

VIII. *Quatrième comparaison, tirée d'un tableau.* 11

IX. *Examen particulier de la nature.* 14

X. *De la structure générale de l'univers.* 15

XI. *De la terre.* 16

XII. *Des plantes.* 20

XIII. *De l'eau.* 22

XIV. *De l'air.* 26

XV. *Du feu.* 28

XVI. *Du ciel.* 29

XVII. *Du soleil.* 31

- XLVIII. *L'empire de l'ame sur le corps paraît sur tout dans les images tracées dans le cerveau.* 100
- XLIX. *Deux merveilles de la mémoire et du cerveau.* 104
- L. *L'esprit de l'homme est mêlé de grandeur et de faiblesse. Sa grandeur consiste en deux points.*
- Premièrement, l'esprit a l'idée de l'infini.* 106
- LI. *L'esprit ne connaît le fini, que par l'idée de l'infini.* 107
- LII. *Secondement, les idées de l'esprit sont universelles, éternelles et immuables.* 108
- LIII. *Faiblesse de l'esprit de l'homme.* 111
- LIV. *Les idées de l'homme sont les règles immuables de son jugement.* 113
- LV. *Ce que c'est que la raison de l'homme.* 115
- LVI. *La raison est la même dans tous les hommes de tous les siècles et de tous les pays.* 116
- LVII. *La raison est en l'homme indépendante de l'homme, et au dessus de lui.* 120

**LVIII.** *C'est la vérité primitive elle-même qui éclaire tous les esprits, en se communiquant à eux.*

121

**LIX.** *C'est par les lumières de la vérité primitive, que l'homme juge si ce qu'on lui dit est vrai ou faux.*

124

**LX.** *La raison supérieure qui réside dans l'homme, est Dieu même; et tout ce qu'on a découvert ci-dessus dans l'homme, sont des traces évidentes de la divinité.*

125

**LXI.** *Nouvelles traces sensibles de la divinité en l'homme, tirées de la connaissance qu'il a de l'unité.*

127

**LXII.** *L'idée de l'unité prouve qu'il y a des substances qui ne sont point matérielles; et qu'il y a un être parfaitement un, qui est Dieu.*

131

**LXIII.** *Dépendance et indépendance de l'homme. Sa dépendance prouve l'existence de son auteur.*

133

**LXIV.** *La bonne volonté ne peut venir que d'un être supérieur.*

135

**LXV.** *Un être supérieur étant la cause de toutes les modifications des créatures, il est im-*

XVIII. <i>Des astres.</i>	34
XIX. <i>Des animaux.</i>	37
XX. <i>Arrangement admirable de tous les corps qui composent l'univers.</i>	44
XXI. <i>Merveilles des infiniment petits.</i>	45
XXII. <i>De la structure de l'animal.</i>	47
XXIII. <i>De l'instinct de l'animal.</i>	ibid.
XXIV. <i>De la nourriture.</i>	50
XXV. <i>Du sommeil.</i>	52
XXVI. <i>De la génération.</i>	53
XXVII. <i>Quelques fautes que font les bêtes, n'em- pêchent pas que leur instinct ne soit infailible en bien des choses.</i>	60
XXVIII. <i>Impossibilité de l'ame des bêtes.</i>	62
XXIX. <i>Sentimens de quelques anciens sur l'ame et la connaissance des bêtes.</i>	64
XXX. <i>De l'homme.</i>	66
XXXI. <i>De la structure du corps de l'homme.</i>	68
XXXII. <i>De la peau.</i>	69

XXXIII. <i>Des veines et des arteres.</i>	70
XXXIV. <i>Des os, et de leur assemblage.</i>	71
XXXV. <i>Des organes.</i>	74
XXXVI. <i>Des parties intérieures.</i>	76
XXXVII. <i>Des bras, et de leur usage.</i>	77
XXXVIII. <i>Du cou et de la tête.</i>	78
XXXIX. <i>Du front et des autres parties du visage.</i>	82
XL. <i>De la langue et des dents.</i>	83
XLI. <i>De l'odorat, du goût et de l'ouïe.</i>	84
XLII. <i>De la proportion du corps humain.</i>	87
XLIII. <i>De l'ame. Elle seule entre les créatures pense et connaît.</i>	89
XLIV. <i>Ce qui est matiere, ne peut penser.</i>	90
XLV. <i>De l'union de l'ame et du corps, dont Dieu seul peut être l'auteur.</i>	92
XLVI. <i>L'empire de l'ame sur le corps est souverain.</i>	95
XLVII. <i>La puissance de l'ame sur le corps est non seulement souveraine, mais encore aveugle.</i>	97



- possible que la volonté puisse vouloir le bien par elle-même.* 137
- LXVI. *De la liberté de l'homme.* 139
- LXVII. *La liberté de l'homme consiste en ce que sa volonté, en se déterminant, se modifie elle-même.* 140
- LXVIII. *La volonté peut résister à la grace; et sa liberté est le fondement du mérite et du démérite.* 143
- LXIX. *Caractère de la divinité dans la dépendance et l'indépendance de l'homme.* 145
- LXX. *Sceau de la divinité dans ses ouvrages.* 147
- LXXI. *Objection des Epicuriens qui attribuent tout au hasard.* 148
- LXXII. *Réponse à l'objection des Epicuriens qui attribuent tout au hasard.* 150
- LXXIII. *Comparaison du monde, avec une maison régulière. Suite de la réponse à l'objection des Epicuriens.* 154
- LXXIV. *Autre objection des Epicuriens, tirée du mouvement éternel des atomes.* 156

LXXV. *Réponses à l'objection des Epicuriens, tirée du mouvement éternel des atomes.* 159

LXXVI. *Les Epicuriens confondent les ouvrages de l'art avec ceux de la nature.* 161

LXXVII. *Les Epicuriens supposent tout ce qu'il leur plaît, sans preuves.* 163

LXXVIII. *Les suppositions des Epicuriens sont fausses et chimériques.* 164

LXXIX. *Il est faux que le mouvement soit essentiel aux corps.* 165

LXXX. *Les règles que les Epicuriens supposent du mouvement, ne le rendent pas pour cela essentiel au corps.* 167

LXXXI. *Pour donner une raison précise du mouvement, il faut nécessairement remonter à un premier moteur.* 169

LXXXII. *Aucune loi du mouvement n'a son fondement dans l'essence du corps ; et la plupart de ces loix ne sont qu'arbitraires.* 170

LXXXIII. *Les Epicuriens ne sauraient rien conclure de tout ce qu'ils supposent quand on le leur accorderait.* 172

LXXXIV. *Les atomes ne sauraient faire aucune composition avec le mouvement que leur donnent les Epicuriens.* 173

LXXXV. *Le clinamen, ou inflexion des atomes, est une chimère qui jette les Epicuriens dans une grossiere contradiction.* 174

LXXXVI. *Etrange absurdité des Epicuriens, qui veulent expliquer l'ame par la déclinaison des atomes.* 176

LXXXVII. *Les Epicuriens s'aveuglent eux-mêmes, en voulant expliquer la liberté de l'homme par la déclinaison des atomes.* 177

LXXXVIII. *Il faut nécessairement reconnaître la main d'une première cause dans l'univers, sans s'arrêter à rechercher pourquoi cette première cause y a laissé des défauts.* 182

LXXXIX. *Comparaison des défauts d'un tableau, avec les défauts de l'univers.* 186

XC. *Il faut nécessairement conclure qu'il y a un premier être qui a formé l'univers.* 188

XCI. *Raisons pour lesquelles les hommes ne reconnoissent pas Dieu dans l'univers où il se présente à eux comme dans un miroir fidèle.* 189

XCII. *Priere à Dieu.* 190

Fin de la Table.

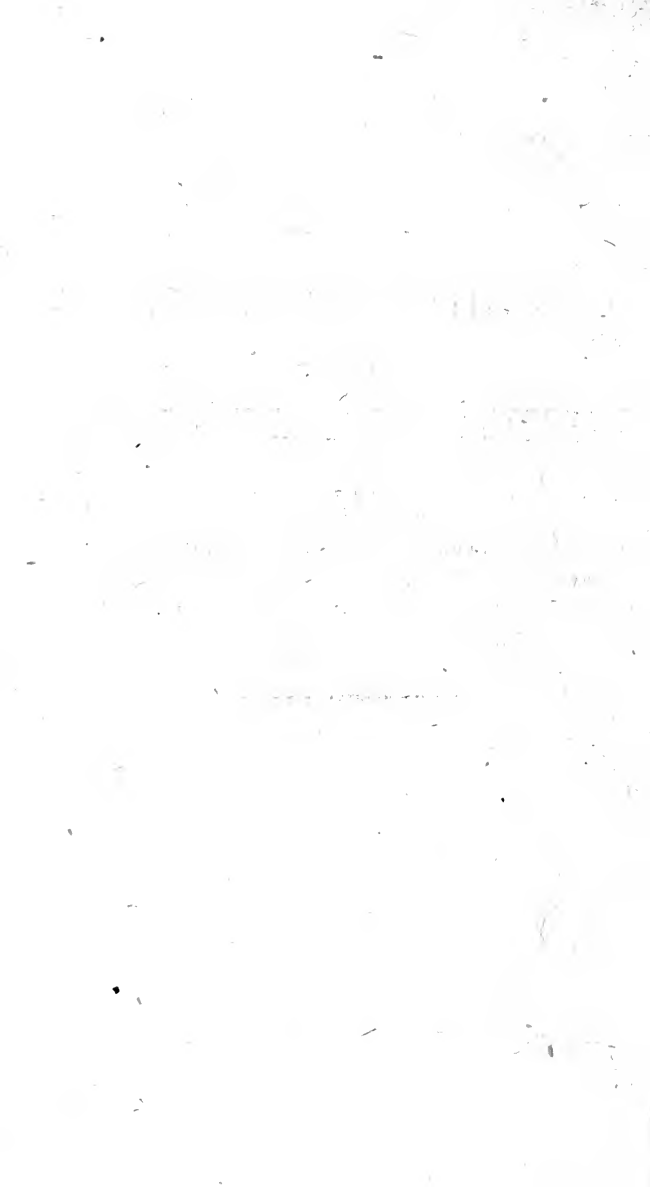
---

DEMONSTRATION  
DE  
L'EXISTENCE DE DIEU,

TIRÉE

DE LA CONNAISSANCE DE LA NATURE, ET EN  
PARTICULIER DE LA CONNAISSANCE DE  
L'HOMME, PROPORTIONNÉE A LA  
PORTEE DES PLUS SIMPLES.

---



---

## I.

Les preuves metaphysiques de l'existence de Dieu ne sont pas à la portée de tout le monde.

Je ne puis ouvrir les yeux, sans admirer l'art qui éclate dans toute la nature. Le moindre coup d'œil suffit pour appercevoir la main qui fait tout.

Que les hommes accoutumés à méditer les vérités abstraites, et à remonter aux premiers principes, connaissent la divinité par son idée : c'est un chemin sûr pour arriver à la source de toute vérité. Mais plus ce chemin est droit et court, plus il est rude et inaccessible au commun des hommes qui dépendent de leur imagination.

C'est une démonstration si simple, qu'elle échape par sa simplicité aux esprits incapables des opérations purement intellectuelles. Plus cette voie de trouver le premier être est parfaite, moins il y a d'esprits capables de la suivre.

---

## II.

Les preuves morales de l'existence de Dieu  
sont à la portée de tout  
le monde.

Mais il y a une autre voie moins parfaite, et qui est proportionnée aux hommes les plus médiocres. Les hommes les moins exercés au raisonnement, et les plus attachés aux préjugés sensibles, peuvent d'un seul regard découvrir celui qui se peint dans tous ses ouvrages. La sagesse et la puissance qu'il a marquées dans tout ce qu'il a fait, se font voir comme dans un miroir à ceux qui ne le peuvent contempler dans sa propre idée. C'est une philosophie sensible et populaire, dont tout homme sans passions et sans préjugés est capable.\*) *Humana autem anima rationalis est, quae mortalibus vinculis peccati poenâ tenebatur, ad hoc diminutionis redacta, ut per conjecturas rerum visibilibus ad intelligenda invisibilia niteretur.*

---

\*) Aug. lib. 3. de lib. arb.



## III.

Pourquoi si peu de personnes font attention aux preuves que la nature fournit de l'existence de Dieu.

Si un grand nombre d'hommes d'un esprit subtil et pénétrant, n'ont pas trouvé Dieu par ce coup d'œil jetté sur toute la nature, il ne faut pas s'en étonner. Les passions qui les ont agités, leur ont donné des distractions continues; ou bien les faux préjugés, qui naissent des passions, ont fermé leurs yeux à ce grand spectacle. Un homme passionné pour une grande affaire, qui emporterait toute l'application de son esprit, passerait plusieurs jours dans une chambre en négociation pour ses intérêts, sans regarder ni les proportions de la chambre, ni les ornemens de la cheminée, ni les tableaux qui seraient autour de lui. Tous ces objets seraient sans cesse devant ses yeux, et aucun d'eux ne ferait impression sur lui. Ainsi vivent les hommes. Tout leur présente Dieu,\*) et ils ne le voient nulle part. Il était

## A 3

\*) *Ipfius vero Mundi, qui omnia complexu suo coercet et continet, natura non artificiosa solum, sed planè artifex ab eodem Zenone dicitur, consultrix et provida utilitatum, opportunitatumque omnium. Cic. lib. 2. de Natura Deor. cap. 22. Joan. I. 10.*

dans le monde, et le monde a été fait par lui : et cependant ce monde ne l'a point connu. *In mundo erat, et mundus per ipsum factus est, et mundus eum non cognovit.* Ils passent leur vie sans avoir aperçu cette représentation si sensible de la divinité : tant la fascination du monde obscurcit leurs yeux : *Fascinationo nugacitatis obscurat bona.* Souvent même ils ne veulent pas les ouvrir, et ils affectent de les tenir fermés, de peur de trouver celui qu'ils ne cherchent pas. Enfin ce qui devrait le plus servir à leur ouvrir les yeux, ne sert qu'à les leur fermer davantage, je veux dire la constance et la régularité des mouvemens que la suprême sagesse a mis dans l'univers. Saint Augustin\*) dit que ces merveilles se font avilies par leur répétition continuelle : *Affiduitate viluerunt.* Cicéron parle précisément de même. A force de voir tous les jours les mêmes choses, l'esprit s'y accoutume, aussi-bien que les yeux. Il n'admire, ni n'ose se mettre en aucune manière en peine de chercher la cause des effets qu'il voit toujours arriver de la même sorte : comme si c'était la nouveauté, et non pas la grandeur de la chose même qui dût nous porter à faire cette recher-

\*) Ein Kirchenvater, d. i. ein Lehrer der christlichen Kirche in den ersten Jahrhunderten.

che : \*) *Sed assiduitate quotidiana et consuetudine oculorum affuescunt animi, neque admirantur, neque requirunt rationes earum rerum, quas semper vident, perinde quasi novitas nos magis quam magnitudo rerum debeat ad exquirendas causas excitare.*

---

## IV.

Toute la nature montre l'existence de son auteur.

Mais enfin toute la nature montre l'art infini de son auteur. Quand je parle d'un art, je veux dire un assemblage de moyens choisis tout exprès pour parvenir à une fin précise. C'est un ordre, un arrangement, une industrie, un dessein suivi.\*\*\*) Le hazard est tout au contraire une cause aveugle et nécessaire, qui ne prépare, qui n'arrange, qui ne choisit rien, et qui n'a ni volonté, ni intelligence. Or je soutiens que l'univers porte le caractère d'une cause infiniment puissante et industrieuse. Je soutiens que le hazard, c'est-à-dire le concours aveugle

A 4

\*) *Cic. lib. 2. cap. 38. de Nat. Deor.*

\*\*) *In quibus nulla temeritas, sed ordo apparet, et artis quadam similitudo. Cic. de Nat. Deor. l. 2.*

et fortuit des causes nécessaires et privées de raison, ne peut avoir formé ce tout. C'est ici qu'il est bon de rapeller les célèbres comparaisons des anciens.

---

## V.

Belles comparaisons qui prouvent que la nature montre l'existence de son auteur.

*Première comparaison, tirée de l'Iliade  
d'Homere.*

Qui croira que l'Iliade d'Homere, ce poeme si parfait, n'ait jamais été composé par un effort du génie d'un grand Poete; et que les caractères de l'alphabet ayant été jettés en confusion, un coup de pur hazard, comme un coup de dez, ait rassemblé toutes les lettres précisément dans l'arrangement nécessaire pour décrire dans des vers pleins d'harmonie et de variété, tant de grands évènements; pour les placer, et pour les lier si bien tous ensemble; pour peindre chaque objet avec tout ce qu'il a de plus gracieux, de plus noble, et de plus touchant; enfin pour faire parler chaque personne selon son caractère, d'une maniere si naïve et si passionnée? Qu'on

raisonne, et qu'on subtilise tant qu'on voudra, jamais on ne persuadera à un homme sensé, que l'Iliade n'ait point d'autre auteur que le hazard. Ciceron en disait autant des Annales d'Ennius; et il ajoutait \*) que le hazard ne ferait jamais un seul vers, bien loin de faire tout un poëme. Pourquoi donc cet homme sensé croirait-il de l'univers, sans doute encore plus merveilleux que l'Iliade, ce que son bon sens ne lui permettra jamais de croire de ce poëme? Mais passons à une autre comparaison, qui est de Saint Gregoire de Naziance. \*\*)

---

## VI.

*Seconde comparaison, tirée du son des instrumens.*

Si nous entendions dans une chambre, derrière un rideau, un instrument doux et harmonieux, croirions-nous que le hazard, sans aucune main d'homme, pût avoir formé cet instrument? Dirions-nous que les cordes d'un violon seraient venues d'elles-mêmes se ranger, et s'étendre sur un bois, dont les pièces se feraient collées ensemble, pour former une ca-

A 5

\*) Lib. 2. de Nat. Deor.

\*\*) Einem Kirchengvater.

vit , avec des ouvertures régulières? Soutiendrions-nous que l'archet formé sans art, ferait poussé par le vent, pour toucher chaque corde si diversement, et avec tant de justesse? Quel esprit raisonnable pourrait douter sérieusement, si une main d'homme toucherait cet instrument avec tant d'harmonie? Ne s' crierait-il pas qu'une main savante le toucherait? Ne nous laissons point de faire sentir la même vérité.

## VII.

*Troisième comparaison, tirée d'une statue.*

Qui trouverait dans une  le déserte et inconnue à tous les hommes, une belle statue de marbre, dirait aussi-tôt, sans doute il y a eu ici autrefois des hommes; je reconnais la main d'un habile sculpteur; j'admire avec quelle d licate   il a f u proportionner tous les membres de ce corps, pour leur donner tant de beauté, de grace, de majesté, de vie, de tendresse, de mouvement, et d'action.

Que répondrait un homme, si quelqu'un s'avisait de lui dire: non, un sculpteur ne fit jamais cette statue. Elle est faite, il est vrai, selon le goût le plus exquis, et dans les re-

gles de la perfection : mais c'est le hazard tout seul qui l'a faite. Parmi tant de morceaux de marbre , il y en a eu un qui s'est formé ainsi de lui-même ; les pluies et les vents l'ont détaché de la montagne ; un orage très-violent l'a jetté tout droit sur ce piedestal, qui s'était préparé de lui-même dans cette place. C'est un Appollon parfait comme celui de Belvedere. C'est une Vénus qui égale celle de Médicis. C'est un Hercule qui ressemble à celui de Farnese.\*) Vous croiriez, il est vrai, que cette figure marche, qu'elle vit, qu'elle pense, et qu'elle va parler : mais elle ne doit rien à l'art ; et c'est un coup aveugle du hazard, qui l'a si bien finie, et placée.

---

## VIII.

*Quatrième comparaison, tirée d'un tableau.*

Si on avait devant les yeux un beau tableau qui représentât, par exemple, le passage de la mer rouge avec Moïse, à la voix duquel les

A 6

\*) *Belvedere, Medici und Farnese* sind drei berühmte italienische Familien, denen ehemals die genannten Statuen gehörten.

eaux se fendent et s'élevent comme deux murs, pour faire passer les Israélites à pied sec au travers des abîmes : on verrait d'un côté cette multitude innombrable de peuple plein de confiance et de joie, levant les mains au ciel ; de l'autre côté l'on appercevrait Pharaon avec les Egyptiens pleins de trouble et d'effroi, à la vûe des vagues qui se rassembleraient pour les engloutir. En vérité, où ferait l'homme qui osât dire qu'une servante barbouillant au hazard cette toile avec un balai, les couleurs se feraient rangées d'elles-mêmes pour former ce vif coloris, ces attitudes si variées, ces airs de têtes si passionnés, cette belle ordonnance de figures en si grand nombre, sans confusion, et accommodement de draperies, ces distributions de lumieres, ces degradations de couleurs, cette exacte perspective, enfin tout ce que le plus beau génie d'un peintre peut rassembler. Encore s'il n'était question que d'un peu d'écume à la bouche d'un cheval, j'avoue, suivant l'histoire qu'on en raconte, et que je suppose sans l'examiner, qu'un coup de pinceau jetté de dépit par le peintre, pourrait une seule fois dans la suite des siècles la bien représenter. Mais au moins le peintre avait-il déjà choisi avec dessein les couleurs les plus propres à représenter cette écume, pour les



préparer au bout du pinceau. Ainli ce n'est qu'un peu de hazard qui a achevé ce que l'art avait déjà commencé. De plus cet ouvrage de l'art et du hazard tout ensemble, n'était qu'un peu d'écume, objet confus, et propre à faire honneur à un coup de hazard, objet informe, qui ne demande qu'un peu de couleur blanchâtre échapée au pinceau, sans aucune figure précis ni aucune correction de dessein. Quelle comparaifon de cette écume avec tout un dessein d'histoire suivie, où l'imagination la plus seconde, et le génie le plus hardi, étant soutenu par la science des regles, fuffissent à peine pour exécuter ce qui compose un tableau excellent? Je ne puis me refoudre à quitter ces exemples, sans prier le lecteur de remarquer que les hommes les plus sensés ont naturellement une peine extrême à croire que les bêtes n'aient aucune connoissance, et qu'elles soient de pures machines. D'où vient cette répugnance invincible en tant de bons esprits? C'est qu'ils supposent avec raison que des mouvements si justes, et d'une si parfaite mécanique, ne peuvent se faire sans aucune industrie, et que la matiere seule, sans art, ne peut faire ce qui marque tant de connoissance. On voit par là que la raison la plus droite conclut naturellement que la matiere seule ne peut, ni par les loix sim-

ples du mouvement, ni par les coups capricieux du hazard, faire des animaux qui ne soient que de pures machines. Les philosophes même qui n'attribuent aucune connaissance aux animaux, ne peuvent éviter de reconnaître, que ce qu'ils supposent aveugle et sans art dans ces machines, est plein de sagesse et d'art dans le premier moteur qui en a fait les ressorts, et qui en a réglé les mouvemens. Ainsi les philosophes les plus opposés reconnaissent également que la matiere et le hazard ne peuvent produire sans art tout ce qu'on voit dans les animaux.

---

## IX.

### *Examen particulier de la nature.*

Après ces comparaisons, sur lesquelles je prie le lecteur de se consulter simplement soi-même sans raisonner, je crois qu'il est tems d'entrer dans le détail de la nature. Je ne prétends pas la pénétrer toute entière. Qui le pourrait? Je ne prétends même entrer dans aucune discussion de physique. Ces discussions supposeraient certaines connaissances approfondies, que beaucoup de gens d'esprit n'ont jamais acquises; et je ne veux leur proposer que le simple coup d'œil de la face de la nature. Je ne veux leur par-

ler que de ce que tout le monde fait, et qui ne demande qu'un peu d'attention tranquille et sérieuse.

---

## X.

*De la structure générale de l'univers.*

Arrêtons-nous d'abord au grand objet, qui attire nos premiers regards; je veux dire la structure générale de l'univers. Jettons les yeux sur cette terre qui nous porte. Regardons cette voûte immense des cieux qui nous couvre, ces abîmes d'air et d'eau qui nous environnent, et ces astres qui nous éclairent. Un homme qui vit sans reflexion, ne pense qu'aux espaces qui sont auprès de lui, ou qui ont quelque rapport à ses besoins. Il ne regarde la terre que comme le plancher de sa chambre, et le soleil qui l'éclaire pendant le jour, que comme la bougie qui l'éclaire pendant la nuit. Ses pensées se renferment dans le lieu étroit qu'il habite. Au contraire l'homme accoutumé à faire des reflexions étend ses regards plus loin, et considère avec curiosité les abîmes presque infinis dont il est environné de toutes parts. Un vaste royaume ne lui paraît alors qu'un petit coin de la terre: la

Terre elle-même n'est à ses yeux qu'un point dans la masse de l'univers ; et il admire de s'y voir placé, sans savoir comment il y a été mis.

---

## XI.

*De la terre.*

Qui est-ce qui a suspendu ce globe de la terre, qui est immobile ? Qui est-ce qui en a posé les fondemens ? Rien n'est, ce semble, plus vil qu'elle, les plus malheureux \*) la foulent aux pieds. Mais c'est pourtant pour la posséder qu'on donne les plus grands trésors. Si elle était plus dure, l'homme ne pourrait en ouvrir le sein pour la cultiver. Si elle était moins dure, elle ne pourrait le porter ; il enfoncerait par tout, comme il enfonce dans le sable, ou dans un borbier. C'est du sein inépuisable de la terre que sort tout ce qu'il y a de plus précieux. Cette masse informe, vile, et grossière, prend toutes les formes les plus diverses ; et elle seule donne tour à tour les biens que nous lui demandons. Cette boue si sale se transforme en mille beaux objets qui charment les yeux. En une seule an-

\*) Die verächtlichsten Menschen.

née elle devient branches, boutons, feuilles, fleurs, fruits, et semences, pour renouveler ses libéralités en faveur des hommes. Rien ne l'épuise. Plus on déchire ses entrailles, plus elle est libérale. Après tant de siècles, pendant lesquels tout est sorti d'elle, elle n'est point encore usée. Elle ne ressent aucune vieillesse : ses entrailles sont encore pleines des mêmes trésors. Mille générations ont passé dans son sein. Tout vieillit, excepté elle seule ; elle rajeunit chaque année au printemps. Elle ne manque point \*) aux hommes : mais les hommes insensés se manquent à eux-mêmes en négligeant de la cultiver. C'est par leur paresse, et par leurs desordres, qu'ils laissent croître les ronces et les épines en la place des vendanges et des moissons. Ils se disputent un bien qu'ils laissent perdre. Les conquérans laissent en friche la terre, pour la possession de laquelle ils ont fait périr tant de milliers d'hommes, et ont passé leur vie dans une si terrible agitation. Les hommes ont devant eux des terres immenses qui sont vuides et incultes : et ils renversent le genre humain pour un coin de cette terre si négligée. La terre, si elle

\*) *Sie* läßt es den Menschen nicht an *sich* fehlen, aber die unverständigen Menschen lassen es an *sich* selbst fehlen, indem *sie* u. s. w.

était bien cultivée, nourrirait cent fois plus d'hommes qu'elle n'en nourrit. L'inégalité même des terroirs, qui paraît d'abord un défaut, se tourne en ornement et en utilité. Les montagnes se sont élevées, et les vallons sont descendus en la place que le Seigneur leur a marquées. Ces diverses terres, suivant les divers aspects du soleil, ont leurs avantages. Dans ces profondes vallées on voit croître l'herbe fraîche pour nourrir les troupeaux. Auprès d'elles s'ouvrent de vastes campagnes revêtues de riches moissons. Ici des coteaux s'élèvent comme un amphithéâtre, et sont couronnés de vignobles, et d'arbres fruitiers. Là de hautes montagnes vont porter leur front glacé jusques dans les nues, et les torrens qui en tombent sont les sources des rivières. Les rochers qui montrent leur cime escarpée, soutiennent la terre des montagnes, comme les os du corps humain en soutiennent les chairs. Cette variété fait le charme des passages, et en même tems elle satisfait aux divers besoins des peuples. Il n'y a point de terroir si ingrat, qui n'ait quelque propriété. Non seulement les terres noires et fertiles, mais encore les argilleuses et les graveleuses, récompensent l'homme de ses peines. Les marais desséchés deviennent fertiles; les sables ne couvrent d'or-

dinaire que la surface de la terre ; et quand le laboureur a la patience d'enfoncer, il trouve un terroir neuf qui se fertilise, à mesure qu'on le remue, et qu'on l'expose aux rayons du soleil.

Il n'y a presque point de terre entièrement ingrate, si l'homme ne se lasse point de la remuer pour l'exposer au soleil, et s'il ne lui demande que ce qu'elle est propre à porter. Au milieu des pierres et des rochers, on trouve d'excellens pâturages ; il y a dans leurs cavités des veines, que les rayons du soleil pénètrent, et qui fournissent aux plantes, pour nourrir les troupeaux, des sucres très savoureux. Les côtes mêmes qui paraissent les plus stériles et les plus sauvages, offrent souvent des fruits délicieux, ou des remèdes très salutaires, qui manquent dans les pays les plus fertiles. D'ailleurs, c'est par un effet de la providence divine, que nulle terre ne porte tout ce qui sert à la vie humaine. Car le besoin invite les hommes au commerce, pour se donner mutuellement ce qui leur manque ; et ce besoin est le lien naturel de la société entre les nations ; autrement tous les peuples du monde seraient réduits à une seule sorte d'habits et d'alimens ; rien ne les inviterait à se connaître et à s'entrevoir.

## XII.

*Des plantes.*

Tout ce que la terre produit se corrompant, rentre dans son sein, et devient le germe d'une nouvelle fécondité. Ainsi elle reprend tout ce qu'elle a donné, pour le rendre encore. Ainsi la corruption des plantes, et les excréments des animaux qu'elle nourrit, la nourrissent elle-même, et perfectionnent sa fertilité. Ainsi plus elle donne, plus elle reprend; et elle ne s'épuise jamais, pourvu qu'on sache dans sa culture, lui rendre ce qu'elle a donné. Tout sort de son sein, tout y rentre, et rien ne s'y perd. Toutes les semences qui y retournent, se multiplient. Confiés à la terre des grains de blé: en se pourrissant ils germent; et cette mere féconde nous rend avec usure plus d'épis qu'elle n'a reçu de grains. Creusés dans ses entrailles: vous y trouverez la pierre et la marbre pour les plus superbes édifices. Mais qui est-ce qui a renfermé tant de trésors dans son sein, à condition qu'ils se reproduisent sans cesse? Voyés tant de métaux précieux et utiles, tant de minéraux destinés à la commodité de l'homme.



Admirés les plantes qui naissent de la terre. Elles fournissent des alimens aux sains, et des remèdes aux malades. Leurs espèces et leurs vertus sont innombrables. Elles ornent la terre, elles donnent de la verdure, des fleurs odoriférantes, et des fruits délicieux. Voyés-vous ces vastes forêts, qui paraissent aussi anciennes que le monde? Ces arbres s'enfoncent dans la terre par leurs racines, comme leurs branches s'élèvent vers le ciel. Leurs racines les défendent contre les vents, et vont chercher comme par de petits tuyaux souterrains, tous les sucs destinés à la nourriture de leur tige. La tige elle-même se revêt d'une dure écorce, qui met le bois tendre à l'abri des injures de l'air. Les branches distribuent en divers canaux la sève, que les racines avaient réunie dans le tronc. En été ces rameaux nous protègent de leur ombre contre les rayons du soleil. En hiver ils nourrissent la flamme, qui conserve en nous la chaleur naturelle. Leur bois n'est pas seulement utile pour le feu; c'est une matière douce, quoique solide et durable, à laquelle la main de l'homme donne sans peine toutes les formes qu'il lui plaît, pour les plus grands ouvrages de l'architecture et de la navigation. De plus, les arbres fruitiers, en penchant leurs rameaux vers la terre, semblent

offrir leurs fruits à l'homme. Les arbres et les plantes, en laissant tomber leurs fruits, ou leurs graines, se préparent autour d'eux une nombreuse postérité. La plus faible plante, le moindre légume contient en petit volume dans une graine le germe de tout ce qui se déploie dans les plus hautes plantes, et dans les plus grands arbres. La terre qui ne change jamais, fait tous ces changemens dans son sein.

---

### XIII.

#### *De l'eau.*

Regardons maintenant ce qu'on appelle l'eau. C'est un corps liquide, clair et transparent, D'un côté il coule, il échape, il s'enfuit. De l'autre il prend toutes les formes des corps qui l'environnent, n'en ayant aucune par lui-même. Si l'eau était un peu plus raréfié, elle deviendrait une espèce d'air; toute la face de la terre serait sèche et stérile. Il n'y aurait que des animaux volatiles: nulle espèce d'animal ne pourrait nager, nul poisson ne pourrait vivre; il n'y aurait aucun commerce par sa navigation. Quelle main industrieuse a su épaissir l'eau, en subtilisant l'air, et distinguer si bien ces deux especes de corps fluides? Si l'eau

était un peu plus raréfiée, elle ne pourrait plus soutenir ces prodigieux édifices flotans, qu'on nomme vaisseaux. Les corps les moins pesans s'enfonceraient d'abord dans l'eau. Qui est-ce qui a pris le soin de choisir une si juste configuration de parties, et un degré si précis de mouvement, pour rendre l'eau si fluide, si insinuante, si propre à échapper, si incapable de toute consistance : et néanmoins si forte pour porter, et si impétueuse pour entraîner les plus pesantes masses ? Elle est docile ; l'homme la mène comme un cavalier mène son cheval, sur la pointe des racines ; il la distribue comme il lui plaît ; il l'élève sur les montagnes escarpées, et se sert de son poids pour lui faire faire des chûtes, qui la font remonter autant qu'elle est descendue. Mais l'homme qui mène les eaux avec tant d'empire, est à son tour mené par elles. L'eau est une des plus grandes forces mouvantes, que l'homme sache employer pour suppléer à ce qui lui manque dans les arts les plus nécessaires, par la petitesse et par la faiblesse de son corps. Mais ces eaux, qui nonobstant leur fluidité, sont des masses si pesantes, ne laissent pas de s'élever au-dessus de nos têtes, et d'y demeurer long-tems suspendues. Voyés-vous ces nuages qui volent comme sur les ailes des vents ? S'ils tombaient tout à coup par de grosses colonnes

d'eaux, rapides comme des torrens, ils submergeraient et détruiraient tout dans l'endroit de leur chute, et le reste des terres demeurerait aride. Quelle main les tient dans ces réservoirs suspendus, et ne leur permet de tomber que goutte à goutte, comme si on les distillait par un arrosoir ? D'où vient qu'en certains pays chauds, où il ne pleut presque jamais, les rosées de la nuit sont si abondantes, qu'elles suppléent au défaut de la pluie : et qu'en d'autres pays, tels que les bords du *Nil* et du *Gange*, l'inondation régulière des fleuves en certaines saisons, pourvoit à point nommé aux besoins des peuples, pour arroser les terres ? Peut-on s'imaginer des mesures mieux prises, pour rendre tous les pays fertiles ?

Ainsi l'eau défaltère non seulement les hommes, mais encore les campagnes arides ; et celui qui nous a donné ce corps fluide, l'a distribué avec soin sur la terre, comme les canaux d'un jardin. Les eaux tombent des hautes montagnes, où leurs réservoirs sont placés. Elles s'assemblent en gros ruisseaux dans les vallées. Les rivières serpentent dans les vastes campagnes, pour les mieux arroser. Elles vont enfin se précipiter dans la mer, pour en faire le centre du commerce à toutes les nations. Cet océan, qui semble mis au milieu

des terres, pour en faire une éternelle séparation, est au contraire le rendés-vous de tous les peuples, qui ne pourraient aller par terre d'un bout du monde à l'autre, qu'avec des fatigues, des longueurs, et des dangers incroyables. C'est par ce chemin sans trace, au travers des abîmes, que l'ancien Monde donne la main au nouveau, et que le nouveau prête à l'ancien tant de commodités et de richesses. Les eaux distribuées avec tant d'art, font une circulation dans la terre, comme le sang circule dans le corps humain. Mais outre cette circulation perpétuelle de l'eau, il y a encore le flux et le reflux de la mer. Ne cherchons point les causes de cet effet si misterieux. Ce qui est certain, c'est que la mer vous porte et reporte précisément aux mêmes lieux, à certaines heures. Qui est-ce qui la fait se retirer, et puis revenir sur ses pas, avec tant de régularité ? Un peu plus, un peu moins de mouvement dans cette masse fluide, déconcerterait toute la nature. Un peu plus de mouvement dans les eaux qui remontent, inonderait des royaumes entiers. Qui est-ce qui a su prendre des mesures si justes dans des corps immenses ? Qui est-ce qui a su éviter le trop et le trop peu ? Quel doigt a marqué à la mer la borne immobile, qu'elle doit respecter dans la

suite de tous les siècles, en lui disant : là vous viendrés briser l'orgueil de vos vagues ? Mais ces eaux si coulantes deviennent tout à coup pendant l'hiver dures comme des rochers. Les sommets des hautes montagnes ont même en tout tems des glaces et des neiges, qui sont les sources des rivières, et qui, abreuvant les pâturages, les rendent plus fertiles. Ici les eaux sont douces, pour désaltérer l'homme : là elles ont un sel, qui assaisonne, et rend incorruptibles nos alimens. Enfin, si je lève la tête, j'apperçois dans les nues qui volent au-dessus de nous, des espèces de mers suspendues, pour tempérer l'air, pour arrêter les rayons enflammés du soleil, et pour arroser la terre quand elle est trop sèche. Quelle main a pu suspendre sur nos têtes ces grands réservoirs d'eaux ? Quelle main prend soin de ne les jamais laisser tomber, que par des pluies modérées.

---

## XIV.

*De l'air.*

Après avoir considéré les eaux, appliquons-nous à examiner d'autres masses, encore plus étendues. Voyez-vous ce qu'on nomme l'air ?

C'est un corps si pur, si subtil et si transparent, que les rayons des astres, situés dans une distance presque infinie de nous, le percent tout entier, sans peine et en un seul instant, pour venir éclairer nos yeux. Un peu moins de subtilité dans ce corps fluide nous aurait dérobé le jour, ou ne nous aurait laissé tout au plus, qu'une lumière sombre et confuse, comme quand l'air est plein de brouillards épais. Nous vivons plongés dans des abîmes d'air, comme les poissons dans des abîmes d'eau. De même que l'eau, si elle se subtilisait, deviendrait une espèce d'air, qui ferait mourir les poissons : l'air, de son côté, nous ôterait la respiration, s'il devenait plus épais et plus humide. Alors nous nous noyerions dans les flots de cet air épaissi, comme un animal terrestre se noie dans la mer. Qui est-ce qui a purifié avec tant de justesse cet air que nous respirons ? S'il était plus subtil, il n'aurait pas cette douceur, qui fait une nourriture continue du dedans de l'homme. Nous éprouverions par tout ce qu'on éprouve sur le sommet des montagnes les plus hautes, où la subtilité de l'air ne fournit rien d'assés humide, et d'assés nourrissant pour les poumons. Mais quelle puissance invisible excite et apaise si soudainement les tempêtes de ce

grand corps fluide ? Celles de la mer n'en sont que les suites. De quel trésor sont tirés les vents qui purifient l'air, qui attiédissent les saisons brûlantes, qui tempèrent la rigueur des hivers, et qui changent en un instant la face du ciel ? Sur les ailes des vents volent les nuées d'un bout de l'horizon à l'autre. On fait que certains vents règnent en certaines mers, dans des saisons précises. Ils durent un tems réglé, et il leur en succède d'autres, comme tout exprès, pour rendre les navigations commodas et régulières. Pourvu que les hommes soient patiens, et aussi ponctuels que les vents, ils feront sans peine les plus longues navigations.

---

## XV.

*Du feu.*

Voyés-vous ce feu qui paraît allumé dans les astres, et qui répand par tout sa lumière ? Voyés-vous cette flamme que certaines montagnes vomissent, et que la terre nourrit de souffre dans ses entrailles ? Ce même feu demeure paisiblement caché dans les veines des cailloux ; et il y attend à éclater, jusqu'à ce que le choc d'un autre corps l'excite, pour ébranler les villes et les montagnes. L'hom-



me a su l'allumer et l'attacher à tous ses usages, pour plier les plus durs métaux, et pour nourrir avec du bois, jusques dans les climats les plus glacés, une flamme qui lui tienne lieu de soleil, quand le soleil s'éloigne de lui. Cette flamme se glisse subtilement dans toutes les semences. Elle est comme l'ame de tout ce qui est impur, et renouvelle ce qu'elle a purifié. Le feu prête sa force aux hommes trop faibles. Il enlève tout à coup les édifices et les rochers. Mais veut-on le borner à un usage plus modéré? Il réchauffe l'homme, il cuit les alimens. Les anciens, admirant le feu, ont cru que c'était un trésor céleste, que l'homme avoit dérobé aux Dieux.\*)

---

## XVI.

*Du ciel.*

Il est tems d'élever nos yeux vers le ciel. Quelle puissance a construit audeffus de nos têtes une si vaste et si superbe voute? Quelle étonnante variété d'admirables objets! C'est pour nous donner un beau spectacle, qu'une main

B 3

\*) Nach einer alten griechischen Sage soll dieser Feuer-Dieb Prometheus geheissen haben.

toutepuissante a mis devant nos yeux de si grands et de si éclatans objets. C'est pour nous faire admirer le ciel, dit Cicéron, \*) que Dieu a fait l'homme autrement que le reste des animaux. Il est droit et lève la tête pour être occupé de ce qui est au-dessus de lui. Tantôt nous voyons un azur sombre, où les feux les plus purs étincellent. Tantôt nous voyons dans un ciel tempéré les plus douces couleurs, avec des nuances que la peinture ne peut imiter. Tantôt nous voyons des nuages de toutes les figures, et de toutes les couleurs les plus vives, qui changent à chaque moment cette décoration, par les plus beaux accidens de lumière. La succession régulière des jours et des nuits, que fait-elle entendre? Le soleil ne manque \*\*) jamais, depuis tant de siècles, à servir les hommes, qui ne peuvent se passer de lui. L'aurore, depuis des milliers d'années, n'a pas manqué une seule fois d'annoncer le jour. Elle le commence à point nommé, au moment, et au lieu réglé. Le soleil, dit l'écriture, fait où il doit se coucher chaque jour. Par là il éclaire tour à tour les deux côtés du monde, et visite tous ceux auxquels il doit ses rayons. Le jour est le tems de la société et du travail :

\*) *L. 2. de Nat. Deor.*

\*\*) *Ermangelt, oder deutscher unterläßt nie.*

la nuit, enveloppant de ses ombres la terre, finit tour à tour toutes les fatigues, et adoucit toutes les peines. Elle suspend, elle calme tout; elle répand le silence et le sommeil. En délassant les corps, elle renouvelle les esprits. Bientôt le jour revient, pour rapeller l'homme au travail, et pour ranimer toute la nature.

---

## XVII.

*Du soleil.*

Mais outre le cours si constant, qui forme les jours et les nuits, le soleil nous en montre un autre, par lequel il s'approche pendant six mois d'un pôle, et au bout de six mois, revient avec la même diligence sur ses pas, pour visiter l'autre. Ce bel ordre fait qu'un seul soleil suffit à toute la terre. S'il était plus grand dans la même distance, il embraserait tout le monde; la terre s'en irait en poudre. Si dans la même distance il était moins grand, la terre serait toute glacée et inhabitable. Si dans la même grandeur il était plus voisin de nous, il nous enflammerait. Si dans la même grandeur, il était plus éloigné de nous, nous ne pourrions subsister dans le globe terrestre, faute de chaleur. Quel compas, dont le tour em-

brasse le ciel et la terre, a pris des mesures si justes? Cet astre ne fait pas moins de bien à la partie dont il s'éloigne, pour la tempérer, qu'à celle dont il s'approche, pour la favoriser de ses rayons. Ses regards bienfaisans fertilisent tout ce qu'il voit. Ce changement fait celui des saisons, dont la variété est si agréable. Le printems fait taire les vents glacés, montre les fleurs et promet les fruits. L'été donne les riches moissons. L'automne répand les fruits promis par le printems. L'hiver, qui est une espèce de nuit, où l'homme se délasse, ne concentre tous les trésors de la terre, qu'afin que le printems suivant les déploie avec toutes les graces de la nouveauté. Ainsi la nature, diversement parée, donne tour à tour tant de beaux spectacles, qu'elle ne laisse jamais à l'homme le tems de se dégoûter de ce qu'il possède.

Mais comment est-ce que le cours du soleil peut être si régulier? Il paraît que cet astre n'est qu'un globe de flamme très subtile, et par conséquent très fluide. Qui est-ce qui tient cette flamme, si mobile et si impetueuse, dans les bornes précises d'un globe parfait? Quelle main conduit cette flamme dans un chemin si droit, sans qu'elle s'échappe jamais d'aucun côté? Cette flamme ne tient à rien, et il n'y

a aucun corps qui pût ni la guider, ni la tenir assujettie. Elle consumerait bien-tôt tout corps qui la tiendrait renfermée dans son enceinte, Où va-t-elle? Qui lui a appris à tourner sans cesse, et si régulièrement dans des espaces où rien ne la gêne? Ne circule-telle pas autour de nous, tout exprès pour nous servir? Que si cette flamme ne tourne pas, et si au contraire c'est nous qui tournons autour d'elle, je demande d'où vient qu'elle est si bien placée dans le centre de l'univers, pour être comme le foyer, ou le cœur de toute la nature. Je demande d'où vient que ce globe d'une matière si subtile ne s'échappe jamais d'aucun côté, dans ces espaces immenses qui l'entourent, et où tous les corps, qui sont fluides, semblent devoir céder à l'impétuosité de cette flamme.

Enfin je demande d'où vient que le globe de la terre, qui est si dure, tourne si régulièrement autour de cet astre, dans des espaces où nul corps solide ne le tient assujetti, pour régler son cours? Qu'on cherche tant qu'on voudra, dans la physique, les raisons les plus ingénieuses pour expliquer ce fait: toutes ces raisons (supposé même qu'elles soient vraies) se tourneront en preuves de la Divinité. Plus ce ressort, qui conduit la machine de l'univers, est juste, simple, constant, assuré, et fécond

en effets utiles : plus il faut qu'une main très-puissante et très-industrieuse ait su choisir ce ressort , le plus parfait de tous.

---

## XVIII.

*Des astres.*

Mais regardons encore une fois ces voûtes immenses , où brillent les astres , et qui couvrent nos têtes. Si ce sont des voûtes solides : qui en est l'architecte ? Qui est-ce qui a attaché tant de grands corps lumineux à certains endroits de ces voûtes , de distance en distance ? Qui est-ce qui fait tourner ces voûtes si régulièrement autour de nous ? Si au contraire les cieux ne sont que des espaces immenses remplis de corps fluides , comme l'air qui nous environne : d'où vient que tant de corps solides y flottent , sans s'enfoncer jamais , et sans se rapprocher jamais les uns des autres ? Depuis tant de siècles , que nous avons des observations astronomiques , on est encore à découvrir le moindre dérangement dans les cieux. Un corps fluide donne-t-il un arrangement si régulier aux corps qui nagent circulairement dans son enceinte ? Mais que signifie cette multitude presque innombrable d'étoiles ? La profusion,

avec laquelle la main de Dieu les a répandues sur son ouvrage, fait voir qu'elles ne content rien à sa puissance. Il en a semé les cieux, comme un prince magnifique répand l'argent à pleines mains, ou comme il met des pierreries sur un habit. Que quelqu'un dise, tant qu'il lui plaira, que ce sont autant de mondes, semblables à la terre que nous habitons; je le suppose pour un moment. Combien doit être puissant et sage, celui qui fait des mondes aussi innombrables que les grains de sable, qui couvrent les rivages des mers; et qui conduit sans peine, pendant tant de siècles, tous ces mondes errans, comme un berger conduit un troupeau? Si au contraire ce sont seulement des flambeaux allumés pour luire à nos yeux, dans ce petit globe, qu'on nomme la terre: quelle puissance, que rien ne lasse, et à qui rien ne coûte\*)! \*\*) Quelle profusion, pour donner à l'homme, dans ce petit coin de l'univers, un spectacle si étonnant!

Mais parmi ces astres, j'apperçois la lune, qui semble partager avec le soleil, le soin de nous éclairer. Elle se montre à point nommé,

## B 6

\*) Schwer ist.

\*\*) Sustinendi muneris propter imbecillitatem difficultas nimè cadit in majestatem Deorum. Cic. lib. 2, De Natæ Deor.

avec toutes les étoiles , quand le soleil est obligé d'aller ramener le jour dans l'autre hémisphère. Ainsi la nuit même , malgré ses ténèbres , a une lumière , sombre à la vérité , mais douce et utile. Cette lumière est empruntée du soleil , quoi qu'absent. Ainsi tout est ménagé dans l'univers , avec un si bel art , qu'un globe voisin de la terre , et aussi ténébreux qu'elle par lui-même , sert néanmoins à lui renvoyer par réflexion , les rayons qu'il reçoit du soleil ; et que ce soleil éclaire par la lune , les peuples qui ne peuvent le voir , pendant qu'il doit en éclairer d'autres.

Le mouvement des astres , dira-t-on , est réglé par des loix immuables. Je suppose le fait. Mais c'est ce fait-même , qui prouve ce que je veux établir. Qui est-ce qui a donné à toute la nature des loix , tout ensemble si constantes et si salutaires ; des loix si simples , qu'on est tenté de croire qu'elles s'établissent d'elles-mêmes , et si fécondes en effets utiles , qu'on ne peut s'empêcher d'y reconnaître un art merveilleux ? D'où nous vient la conduite de cette machine universelle , qui travaille sans que nous y pensions ? A qui attribuerons-nous l'assemblage de tant de ressorts si profonds , et si bien concertés ; et de tant de corps , grands et petits , visibles et invisibles , qui conspirent



également pour nous servir? Le moindre atome de cette machine, qui viendrait à se déranger, démontrerait toute la nature. Les ressorts d'une montre ne sont point liés avec tant d'industrie et de justesse. Quel est donc ce dessein si étendu, si suivi, \*) si beau, si bien-faisant? La nécessité de ces loix, loin de m'empêcher d'en chercher l'auteur, ne fait qu'augmenter ma curiosité et mon admiration. Il falloit qu'une main également industrieuse et puissante mît dans son ouvrage un ordre également simple et second, constant et utile. Je ne crains donc pas de dire avec l'écriture, que chaque étoile se hâte d'aller où le Seigneur l'envoie; en que quand il parle, elles répondent avec tremblement: nous voici! *Ecce adsumus!*

---

## XIX.

*Des animaux.*

Mais tournons nos regards vers les animaux, encore plus dignes d'admiration que les cieux et les astres. Il y en a des espèces innombrables. Les uns n'ont que deux piés, d'autres

B 7

\*) Zusammenhängend.

en ont quatre, d'autres en ont un très-grand nombre. Les uns marchent; les autres rampent; d'autres volent: d'autres nagent; d'autres volent, marchent et nagent tout ensemble. Les aîles des oiseaux et les nageoires des poissons sont comme des rames, qui fendent la vague de l'air ou de l'eau, et qui conduisent le corps flottant de l'oiseau ou du poisson, dont la structure est semblable à celle d'un navire. Mais les aîles des oiseaux ont des plumes avec un duvet, qui s'enfle à l'air, et qui s'appesantirait dans les eaux. Au contraire les nageoires des poissons ont des pointes dures et sèches, qui fendent l'eau, sans en être imbibées; et qui ne s'appesantissent point quand on les mouille. Certains oiseaux qui nagent, comme les cygnes, élèvent en haut leurs aîles et tout leur plumage, de peur de le mouiller, et afin qu'il leur serve comme de voiles. Ils ont l'art de tourner ce plumage du côté du vent, et d'aller, comme les vaisseaux, à la bouline, quand le vent ne leur est pas favorable. Les oiseaux aquatiques, tels que les canards, ont aux pates de grandes peaux, qui s'étendent, et qui font des raquettes à leurs piés, pour les empêcher d'enfoncer dans les bords marécageux des rivières.

Parmi ces animaux, les bêtes féroces, telles que les lions. sont celles qui ont des muscles les plus gros aux épaules, aux cuisses et aux jambes : aussi ces animaux sont-ils souples, agiles, nerveux et prompts à s'élancer. Les os de leurs mâchoires sont prodigieux, à proportion du reste de leur corps. Ils ont des dents, et des griffes, qui leur servent d'armes terribles, pour déchirer et pour dévorer les autres animaux. Par la même raison les oiseaux de proie, comme les aigles, ont un bec et des ongles, qui percent tout. Les muscles de leurs ailes sont d'une extrême grandeur, et d'une chair très dure, afin que leurs ailes aient un mouvement plus fort et plus rapide. Aussi ces animaux, quoiqu'affés pesans, s'élèvent-ils sans peine jusques dans les nues, d'où ils s'élancent, comme la foudre, sur toute proie qui peut les nourrir. D'autres animaux ont des cornes. La plus grande force des uns est dans le cou : d'autres ne peuvent que ruer. Chaque espèce a ses armes offensives et défensives. Leurs chasses sont des espèces de guerre, qu'ils font les uns contre les autres, pour les besoins de la vie. Ils ont aussi leurs règles et leur police. L'un porte, comme la tortue, sa maison dans laquelle il est né : l'autre bâtit la sienne comme les oiseaux, sur les plus hautes branches

des arbres, pour préserver ses petits de l'insulte des animaux qui ne sont point ailés. Il pose même son nid dans les feuillages les plus épais, pour le cacher à ses ennemis. Un autre, comme le castor, va bâtir jusqu'au fond des eaux d'un étang, l'azile qu'il se prépare; et fait élever des digues pour le rendre inaccessible par l'inondation. Un autre, comme la taupe, naît avec un museau si pointu et si aiguë, qu'il perce en un moment le terrain le plus dur, pour se faire une retraite souterraine. Le renard fait creuser un terrier avec deux issues, pour n'être point surpris, et pour éluder les pièges du chasseur. Les animaux reptiles font d'une autre fabrique. Ils se plient et se replient, par les évolutions de leurs muscles; ils gravissent, ils embrassent, ils serrent, ils accrochent les corps qu'ils rencontrent; ils se glissent subtilement par tout. Les organes sont presque indépendans les uns des autres: aussi vivent-ils encore après qu'on les a coupés. Les oiseaux, dit *Cicéron*, qui ont les jambes longues, ont aussi le cou long à proportion, pour pouvoir abaisser leur bec jusqu'à terre, et y prendre leurs alimens. Le chameau est de même. L'éléphant, dont le cou serait trop pesant par sa grosseur, s'il était aussi long que celui du chameau, a été pourvu d'une trompe,

qui est un tissu de nerfs et de muscles, qu'il allonge, qu'il retire, qu'il replie en tous sens, pour saisir les corps, pour les enlever et pour les repousser : aussi les latins ont-ils appelé cette trompe une main.

Certains animaux paraissent faits pour l'homme. Le chien est né pour le caresser ; pour se dresser comme il lui plaît ; pour lui donner une image agréable de société, d'amitié, de fidélité et de tendresse ; pour garder tout ce qu'on lui confie ; pour prendre à la course beaucoup d'autres bêtes avec ardeur, et pour les laisser ensuite à l'homme, sans en rien retenir. Le cheval et les autres animaux semblables se trouvent sous la main de l'homme, pour le soulager dans son travail, et pour se charger de mille fardeaux. Ils sont nés pour porter, pour marcher, pour soulager l'homme dans sa faiblesse, et pour obéir à tous ses mouvemens. Les bœufs ont la force et la patience en partage, pour traîner la charrue et pour labourer. Les vaches donnent des ruisseaux de lait. Les moutons ont dans leur toison un superflu, qui n'est pas pour eux, et qui se renouvelle, pour inviter l'homme à les tondre toutes les années. Les chèvres même fournissent un crin long, qui leur est inutile, et dont l'homme fait des étoffes pour se couvrir. Les peaux des ani-

maux fournissent à l'homme les plus belles fourrures, dans les pays les plus éloignés du soleil. Ainsi l'auteur de la nature a vêtu les bêtes selon leur besoin, et leurs dépouilles servent encore ensuite d'habits aux hommes, pour les réchauffer dans ces climats glacés. Les animaux, qui n'ont presque point de poil, ont une peau très-épaisse et très-dure, comme des écailles; d'autres ont des écailles-mêmes, qui se couvrent les unes les autres, comme les tuiles d'un toit; et qui s'entrouvrent ou se resserrent, suivant qu'il convient à l'animal de se dilater, ou de se resserrer. Ces peaux et ces écailles servent aux besoins des hommes. Ainsi dans la nature, non seulement les plantes, mais encore les animaux, sont faits pour notre usage. Les bêtes farouches même s'apprivoisent, ou du moins craignent l'homme. Si tous les pays étaient peuplés et policés, comme ils devraient l'être, il n'y en aurait point où les bêtes attaquaient les hommes. On ne trouverait plus d'animaux féroces, que dans les forêts reculées, et on les réserverait pour exercer la hardiesse, la force et l'adresse du genre humain, par un jeu qui représenterait la guerre, sans qu'on eût jamais besoin de guerre véritable entre les nations. Mais observés que les animaux nuisibles à l'homme sont les moins

féconds, et que les plus utiles sont ceux qui se multiplient davantage. On tue incomparablement plus de bœufs et de moutons, qu'on ne tue d'ours et de loups. Il y a néanmoins incomparablement moins d'ours et de loups, que de bœufs et de moutons sur la terre. Remarqués encore, avec *Cicéron*, que les femelles de chaque espèce ont des mammelles, dont le nombre est proportionné à celui des petits qu'elles portent ordinairement. Plus elles portent de petits : plus la nature leur a fourni de sources de lait pour les allaiter.

Pendant que les moutons font croître leur laine pour nous, les vers à soie nous filent à l'envi de riches étoffes, et se consomment pour nous les donner. Ils se font de leur coque une espèce de tombeau, où ils se renferment dans leur propre ouvrage ; et ils renaissent sous une figure étrangère, pour se perpétuer. D'un autre côté, les abeilles vont recueillir avec soin le suc des fleurs odoriférantes, pour en composer leur miel ; et elles le rangent avec un ordre, qui nous peut servir de modèle. Beaucoup d'insectes se transforment tantôt en mouches et tantôt en vers. Si on les trouve inutiles, on doit considérer que ce qui fait partie du grand spectacle de la nature, et qui contribue à sa variété, n'est point sans usage pour

les hommes tranquilles et attentifs. Qu'y a-t-il de plus beau et de plus magnifique, que ce grand nombre de républiques d'animaux si bien policées, et dont chaque espèce est d'une construction différente des autres ? Tout montre combien la façon de l'ouvrier surpasse la vile matière qu'il a mise en œuvre. Tout m'étonne, jusqu'aux moindres mouchérons. Si on les trouve incommodes, on doit remarquer que l'homme a besoin de quelques peines mêlées avec ses commodités. Il s'ammollirait, il s'oublirait lui-même, s'il n'avait rien qui modérât ses plaisirs, et qui exerçât sa patience.

---

## XX.

*Arrangement admirable de tous les corps qui composent l'univers.*

Considérons maintenant les merveilles qui éclatent également dans les plus grands corps, et dans les plus petits. D'un côté je vois le soleil, tant de milliers de fois plus grand que la terre ; je le vois qui circule dans des espaces, en comparaison desquels, il n'est lui-même qu'un atome brillant. Je vois d'autres astres, peut-être encore plus grands que lui, qui roulent dans d'autres espaces, encore plus



éloignés de nous. Au-delà de tous ces espaces qui échapent déjà à toute mesure, j'apperçois encore confusément d'autres astres, qu'on ne peut plus compter, ni distinguer. La terre où je suis, n'est qu'un point, à proportion de ce tout, où l'on ne trouve jamais aucune borne. Ce tout est si bien arrangé, qu'on n'y pourrait déplacer un seul atome, sans déconcerter toute cette immense machine; et il se meut avec un si bel ordre, que ce mouvement même en perpétue la variété et la perfection. Il faut qu'une main, à qui rien ne coûte, ne se lasse point de conduire cet ouvrage depuis tant de siècles, et que ses doigts *se jouent de l'univers*, pour parler comme l'écriture.

---

## XXI.

*Merveilles des infiniment petits.*

D'un autre côté, l'ouvrage n'est pas moins admirable en petit, qu'en grand. Je ne trouve pas moins en petit une espèce d'infini, qui m'étonne et qui me surmonte. Trouver dans un ciron, comme dans un éléphant, ou dans une baleine, des membres parfaitement organisés; y trouver une tête, un corps, des jambes, des piés formés comme ceux des plus grands

animaux ! Il y a dans chaque partie de ces atomes vivans des muscles, des nerfs, des veines, des artères, du sang ; dans ce sang des esprits, des parties rameuses et des humeurs ; dans ces humeurs des gouttes composées elles-mêmes de diverses parties, sans qu'on puisse jamais s'arrêter dans cette composition infinie d'un tout si infini.

Le microscope nous découvre dans chaque objet, comme mille objets, qui ont échappé à notre connaissance. Combien y a-t-il dans chaque objet, découvert par le microscope, d'autres objets que le microscope lui-même ne peut découvrir ? Que ne verrions-nous pas, si nous pouvions subtiliser toujours de plus en plus les instrumens qui viennent au secours de notre vue trop faible et trop grossière ? Mais suppléons par l'imagination à ce qui nous manque du côté des yeux ; et que notre imagination elle-même soit une espèce de microscope, qui nous représente en chaque atome mille mondes nouveaux et invisibles : elle ne pourra pas nous figurer sans cesse de nouvelles découvertes dans les petits corps ; elle se lassera ; il faudra qu'elle s'arrête, qu'elle succombe et qu'elle laisse enfin dans le plus petit organe d'un corps, mille merveilles inconnues.

---

## XXII.

*De la structure de l'animal.*

Renfermons-nous dans la machine de l'animal ; elle a trois choses qui ne peuvent être trop admirées. 1. Elle a en elle-même de quoi se défendre contre ceux qui l'attaquent pour la détruire, 2. Elle a de quoi se renouveler par la nourriture. 3. Elle a de quoi perpétuer son espèce par la génération. Examinons un peu ces trois choses.

## XXIII.

*De l'instinct de l'animal.*

Les animaux ont ce qu'on nomme un instinct, et pour s'approcher des objets utiles, et pour fuir ceux qui peuvent leur nuire. Ne cherchons point en quoi consiste cet instinct ; contentons-nous du simple fait, sans raisonner.

Le petit agneau sent de loin sa mère, et court au devant d'elle. Le mouton est saisi d'horreur aux approches du loup, et s'enfuit avant que de l'avoir pu discerner. Le chien de chasse est presque infaillible pour découvrir, par la seule odeur, le chemin du cerf. Il y

a dans chaque animal un ressort impetueux, qui rassemble tout à coup les esprits, qui tend tous les nerfs, qui rend toutes les jointures plus souples, qui augmente d'une manière incroyable dans les périls soudains, la force, l'agilité, la vitesse et les ruses, pour fuir l'objet qui le menace de sa perte. Il n'est pas question ici de savoir si les bêtes ont de la connaissance. Je ne prétends entrer en aucune question de philosophie. Les mouvemens dont je parle sont entièrement indélibérés, même dans la machine de l'homme. Si un homme, qui danse sur la corde, raisonnait sur les règles de l'équilibre, son raisonnement lui ferait perdre l'équilibre, qu'il garde merveilleusement sans raisonner, et la raison ne lui servirait qu'à tomber par terre. Il en est de même des bêtes. Dites, si vous le voulés, qu'elles raisonnent comme les hommes : en le disant vous n'affaiblissés en rien ma preuve. Leur raisonnement ne peut jamais servir à expliquer les mouvemens, que nous admirons le plus en elles. Dira-t-on qu'elles savent les plus fines règles de la mécanique, qu'elles observent avec une justesse si parfaite, quand il est question de courir, de sauter, de nager, de se cacher, de se replier, de dérober leur piste aux chiens, ou de se servir de la partie de

leur corps la plus forte, pour se défendre? Dira-t-on qu'elles savent naturellement les mathématiques, que les hommes ignorent? Osera-t-on dire qu'elles font avec délibération et avec science, tous les mouvemens si impétueux et si justes, que les hommes même font sans étude et sans y penser? Leur donnera-t-on de la raison dans les mouvemens mêmes où il est certain que l'homme n'en a pas? C'est l'instinct, dira-t-on, qui conduit les bêtes. Je le veux: c'est en effet un instinct. Mais cet instinct est une sagacité et une dextérité admirable, non dans les bêtes, qui ne raisonnent, ni ne peuvent avoir alors le loisir de raisonner: mais dans la sagesse supérieure qui les conduit. Cet instinct, ou cette sagesse qui pense, et qui veille pour la bête, dans les choses indélibérées, où elle ne pourrait ni veiller, ni penser, quand même elle serait aussi raisonnable que nous, ne peut être que la sagesse de l'ouvrier, qui a fait cette machine. Qu'on ne parle donc plus d'instinct, ni de nature. Ces noms ne sont que de beaux noms dans la bouche de ceux qui les prononcent. Il y a dans ce qu'ils appellent nature et instinct, un art et une industrie supérieure, dont l'invention humaine n'est que l'ombre. Ce qui est in-

dubitable, c'est qu'il y a dans les bêtes un nombre prodigieux de mouvemens entièrement indélibérés, qui son exécutés selon les plus fines règles de la mécanique. C'est la machine seule qui suit ces règles. Voilà le fait indépendant de toute philosophie : et le fait seul décide. Que penserait-on d'une montre qui fuirait à propos, qui se replierait, se défendrait et échapperait, pour se conserver, quand on voudrait la rompre? N'admirerait-on pas l'art de l'ouvrier? Croirait-on que les ressorts de cette montre se feraient formés, proportionnés, arrangés et unis par un pur hazard? Croirait-on avoir expliqué nettement ces opérations si industrielles, en parlant de l'instinct et de la nature de cette montre, qui marquerait précisément les heures à son maître, et qui échapperait à ceux qui voudraient briser ses ressorts.

---

## XXIV.

*De la nourriture.*

Qu'y a-t-il de plus beau qu'une machine, qui se répare et se renouvelle sans cesse d'elle-même? L'animal, borné dans ses forces, s'épuise bien-tôt par le travail : mais plus il

travaille, plus il se sent pressé de se dédommager de son travail, par une abondante nourriture. Les alimens lui rendent chaque jour la force qu'il a perdue. Il met au dedans de son corps une substance étrangère, qui devient la sienne, par une espèce de métamorphose. D'abord elle est broyée, et se change en une liqueur; puis elle se purifie, comme si on la passait par un tamis, pour en séparer tout ce qui est trop grossier; ensuite elle parvient au centre, ou foyer des esprits, où elle se subtilise, et devient du sang. Enfin elle coule et s'insinue par des rameaux innombrables. pour arroser tous les membres; elle se filtre dans les chairs; elle devient chair elle-même. Tant d'alimens, et de liqueurs de couleurs si différentes ne sont plus qu'une même chair. L'aliment, qui était un corps inanimé, entretient la vie de l'animal et devient l'animal même. Les parties qui le composaient se sont exhalées par une insensible et continuelle transpiration. Ce qui était il y a quatre ans un tel cheval, n'est plus que de l'air ou du fumier. Ce qui était alors du foin, ou de l'avoine, est devenu ce même cheval, si fier et si vigoureux: du moins il passe pour le même cheval, malgré ce changement insensible de sa substance.

## XXV.

*Du sommeil.*

A la nourriture se joint le sommeil. L'animal interrompt non seulement tous les mouvemens extérieurs, mais encore toutes les principales opérations du dedans, qui pourraient agiter et dissiper trop les esprits. Il ne lui reste que la respiration et la digestion; c'est-à-dire que tout mouvement, qui userait ses forces, est suspendu; et que tout mouvement propre à les renouveler, s'exerce seul et librement. Ce repos, qui est une espèce d'enchantement, revient toutes les nuits, pendant que les ténèbres empêchent le travail. Qui est-ce qui a inventé cette suspension? Qui est-ce qui a si bien choisi les opérations qui doivent continuer? Et qui est-ce qui a exclu, avec un si juste discernement, toutes celles qui ont besoin d'être interrompues? Le lendemain toutes les fatigues passées sont anéanties. L'animal travaille comme s'il n'avait jamais travaillé; et il a une vivacité, qui l'invite à un travail nouveau, par ce renouvellement. Les nerfs sont toujours pleins d'esprits, les chairs sont souples, la peau demeure entière, quoiqu'elle dût, ce semble,



s'user. Le corps vivant de l'animal use bientôt les corps inanimés, même les plus solides qui sont autour de lui : et il ne s'use point. La peau d'un cheval use plusieurs selles. La chair d'un enfant, quoique si tendre et si délicate, use beaucoup d'habits, pendant qu'elle se fortifie tous les jours. Si ce renouvellement était parfait, ce serait l'immortalité, et le don d'une jeunesse éternelle. Mais comme ce renouvellement n'est qu'imparfait, l'animal perd insensiblement ses forces, et vieillit, parceque tout ce qui est créé doit porter la marque du néant d'où il est sorti, et avoir une fin.

---

## XXVI.

*De la génération.*

Qu'y a-t-il de plus admirable, que la multiplication des animaux ? Regardez les individus : nul animal n'est immortel. Tout vieillit, tout passe, tout disparaît, tout est anéanti. Regardez les espèces : tout subsiste, tout est permanent et immuable, dans une vicissitude continuelle. Depuis qu'il y a sur la terre des hommes soigneux de conserver la mémoire des faits, on n'a vu ni lions, ni tigres, ni sangliers, ni ours se former par

hazard dans les antres, ou dans les forêts. On ne voit point aussi de productions fortuites de chiens, ou de chats. Les bœufs et les moutons ne naissent jamais d'eux-mêmes, dans les étables, et dans les pâturages. Chacun de ces animaux doit sa naissance à un certain mâle et à une certaine femelle de son espèce.

Toutes ces différentes espèces se conservent à peu près de même, dans tous les siècles. On ne voit point que depuis trois mille ans aucune se soit périée. On ne voit point aussi qu'aucune se multiplie avec un excès incommode pour les autres. Si les espèces des lions, des ours et des tigres se multipliaient à un certain point, ils détruiraient les espèces des cerfs, des daims, des moutons, des chèvres et des bœufs. Ils prévaudraient même sur le genre humain, et dépeuplèrent la terre. Qui est-ce qui tient la mesure si juste, pour n'éteindre jamais ces espèces, et pour ne les laisser jamais trop multiplier?

Mais enfin, cette propagation continuelle de chaque espèce, est une merveille à laquelle nous sommes trop accoutumés. Que penserait-on d'un horloger, s'il savait faire des montres, qui d'elles-mêmes en produisissent d'autres à l'infini, en sorte que deux premiè-

res montres fussent suffisantes, pour multiplier et perpétuer l'espèce sur toute la terre? Que dirait-on d'un architecte, s'il avait l'art de faire des maisons qui en fissent d'autres, pour renouveler l'habitation des hommes, avant qu'elles fussent prêtes à tomber en ruine? Voilà ce qu'on voit parmi les animaux. Ils ne sont, si vous les voulez, que de pures machines, comme les montres : mais enfin l'auteur de ces machines a mis en elles de quoi se reproduire à l'infini, par l'assemblage des deux sexes. Dites tant qu'il vous plaira, que cette génération d'animaux se fait par des moules, ou par une configuration expresse de chaque individu. Lequel des deux qu'il vous plaise de dire, vous n'épargnez rien, et l'art de l'ouvrier n'en éclate pas moins. Si vous supposez qu'à chaque génération, l'individu reçoit, dans aucun moule, une configuration faite exprès : je demande qui c'est qui conduit la configuration d'une machine si composée, et où éclate une si grande industrie. Si au contraire, pour n'y reconnaître aucun art, vous supposez que les moules déterminent tout : je remonte à ces moules mêmes. Qui est-ce qui les a préparés? Ils sont encore bien plus étonnans, que les machines qu'on en veut faire éclore.

Qu'on imagine donc des moules dans les animaux qui vivaient il y a quatre mille ans, et qu'on assure, si on le veut, qu'ils étaient tellement renfermés les uns dans les autres à l'infini, qu'il y en a eu pour toutes les générations de ces quatre mille années, et qu'il y en a encore de préparés pour la formation de tous les animaux, qui conserveront l'espèce dans la suite de tous les siècles : ces moules, qui ont toute la forme de l'animal, par leur configuration, comme je viens de le remarquer, ont déjà autant de difficulté à être expliqués, que les animaux mêmes. Mais ils ont d'ailleurs des merveilles bien plus inexplicables. Au moins la configuration de chaque animal en particulier, ne demande-t-elle qu'autant d'art et de puissance qu'il en faut, pour exécuter tous les ressorts qui composent cette machine. Mais quand on suppose les moules : 1. Il faut dire que chaque moule contient en petit, avec une délicatesse inconcevable, tous les ressorts de la machine même. Or il y a plus d'industrie, à faire un ouvrage si composé, en si petit volume, qu'à le faire plus grand. 2. Il faut dire que chaque moule, qui est un individu préparé, pour une première génération, renferme distinctement au dedans de soi, d'autres moules con-

tenus les uns dans les autres à l'infini, pour toutes les générations possibles, dans la suite de tous les siècles. Qu'y a-t-il de plus industrieux et de plus étonnant en matière d'art, que cette préparation d'un nombre infini d'individus, tous formés par avance dans un seul, dont ils doivent éclore? Les moules ne servent donc de rien, pour expliquer les générations des animaux, sans avoir besoin d'y reconnaître aucun art. Au contraire, les moules montreraient un plus grand artifice et une plus étonnante composition.

Ce qu'il y a de manifeste et d'incontestable, indépendamment de tous les systèmes des philosophes, c'est que le concours fortuit des atomes ne produit jamais, sans génération, en aucun endroit de la terre, ni lions, ni tigres, ni ours, ni éléphants, ni cerfs, ni bœufs, ni moutons, ni chats, ni chiens, ni chevaux. Ils ne sont jamais produits que par l'accouplement de leurs semblables. Les deux animaux, qui en produisent un troisième, ne sont point les véritables auteurs de l'art, qui éclate dans la composition de l'animal engendré par eux. Loin d'avoir l'industrie de l'exécuter, ils ne savent pas même comment est composé l'ouvrage qui résulte de leur génération. Ils n'en connaissent aucun ressort particulier. Ils n'ont été que

des instrumens aveugles et involontaires, appliqués à l'exécution d'un art merveilleux, qui leur est absolument étranger et inconnu. D'où vient-il, cet art si merveilleux, qui n'est point le leur ? Quelle puissance et quelle industrie fait employer, pour des ouvrages d'un dessein si ingénieux, des instrumens si incapables de savoir ce qu'ils font, ni d'en avoir aucune vue ? Il est inutile de supposer que les bêtes ont de la connaissance. Donnés-leur en tant qu'il vous plaira dans les autres choses : du moins faut-il avouer qu'elles n'ont dans la génération aucune part à l'industrie qui éclate dans la composition des animaux qu'ils produisent.

Allons même plus loin, supposons tout ce qu'on raconte de plus étonnant de l'industrie des animaux. Admirons, tant qu'on le voudra, la certitude avec laquelle un chien s'élançe dans le troisième chemin, dès qu'il a senti que la bête qu'il poursuit, n'a laissé aucune odeur dans les deux premiers. Admirons la biche, qui jette, dit-on, loin d'elle son petit faon, dans quelque lieu caché, afin que les chiens ne puissent le découvrir, par la senteur de sa piste. Admirons jusqu'à l'araignée, qui tend par ses filets des pièges subtils aux moucherons, pour les enlacer, et pour les surprendre avant qu'ils

puissent se débarrasser. Admirons encore, s'il le faut, le héron, qui met, dit-on, sa tête sous son aile, pour cacher dans ses plumes son bec, dont il veut percer l'estomac de l'oiseau de proie qui fond sur lui. Supposons tous ces faits merveilleux. La nature entière est pleine de ces prodiges. Mais qu'en faut-il conclure? Sérieusement, si on y prend bien garde, ils prouveront trop. Disons-nous que les bêtes ont plus de raison que nous? Leur instinct a sans doute plus de certitude que nos conjectures. Elles n'ont étudié ni dialectique, ni géométrie. Elles n'ont aucune méthode, aucune science, aucune culture. Ce qu'elles font, elles le font sans l'avoir étudié, ni préparé; elles le font tout d'un coup, et sans tenir conseil. Nous nous trompons à toute heure, après avoir bien raisonné ensemble: pour elles, sans raisonner, elles exécutent à toute heure, ce qui pourrait demander le plus de choix et de justesse. Leur instinct est infailible en beaucoup de choses. Mais ce nom d'instinct n'est qu'un beau nom, vuide de sens. Car que peut-on entendre par un instinct plus juste, plus précis et plus sûr que la raison même, sinon une raison plus parfaite? Il faut donc trouver une merveilleuse raison, ou dans l'ou-

vrage, ou dans l'ouvrier ; ou dans la machine, ou dans celui qui l'a composée. Par exemple quand je vois dans une montre une justesse sur les heures, qui surpasse toutes mes connaissances : je conclus que si la montre ne raisonne pas, il faut qu'elle ait été formée par un ouvrier, qui raisonnait en ce genre plus juste que moi. Tout de même, quand je vois des bêtes, qui font à toute heure des choses, où il paraît une industrie plus sûre que la mienne : j'en conclus aussi-tôt que cette industrie si merveilleuse doit être nécessairement ou dans la machine, ou dans l'inventeur qui l'a fabriquée. Est-elle dans l'animal même ? Quelle apparence y a-t-il, qu'il soit si savant et si infailible en certaines choses ? Si cette industrie n'est pas en lui, il faut qu'elle soit dans l'ouvrier qui a fait cet ouvrage, comme tout l'art de la montre est dans la tête de l'horloger.

---

## XXVII.

*Quelques fautes que font les bêtes, n'empêchent pas que leur instinct ne soit infailible en bien des choses.*

Ne me répondés point que l'instinct des bêtes est fautif en certaines choses. Il n'est pas



étonnant que les bêtes ne soient pas infail-  
libles en tout : mais il est étonnant qu'elles  
le soient en plusieurs cas. Si elles l'étaient  
en tout, elles auraient une raison infiniment  
parfaite ; elles seraient des divinités. Il ne  
peut y avoir dans les ouvrages d'une puissance  
infinie, qu'une perfection finie : autrement  
Dieu ferait des créatures semblables à lui ; ce  
qui est impossible. Il ne peut donc mettre  
de la perfection, ni par conséquent de la rai-  
son dans ses ouvrages, qu'avec quelques bor-  
nes. La borne n'est donc pas une preuve,  
que l'ouvrage soit sans ordre et sans raison.  
De ce que je me trompe quelquefois, il ne  
s'ensuit pas que je ne sois point raisonnable,  
et que tout se fasse en moi par un pur ha-  
zard. Il s'ensuit seulement que ma raison  
est bornée et imparfaite. Tout de même, de  
ce qu'une bête n'est pas infailible en tout par  
son instinct, quoiqu'elle le soit en beaucoup  
de choses, il ne s'ensuit pas qu'il n'y ait au-  
cune raison en cette machine. Il s'ensuit seu-  
lement que cette machine n'a point une raison  
sans bornes. Mais enfin le fait est constant,  
savoir qu'il y a dans les opérations de cette  
machine, une conduite réglée, un art mer-  
veilleux, une industrie qui va jusqu'à l'infail-  
libilité dans certaines bornes. A qui la don-

nerons-nous cette industrie infallible ? A l'ouvrage, ou à son ouvrier ?

---

## XXVIII.

### *Impossibilité de l'ame des bêtes.*

Si vous dites que les bêtes ont des ames différentes de leurs machines, je vous demanderai aussi-tôt de quelle nature sont ces ames, entièrement différentes des corps et attachées à eux. Qui est-ce qui a su les attacher à des natures si différentes ? Qui est-ce qui a eu un empire si absolu sur des natures si diverses, pour les mettre dans une société si régulière, si constante, et où la correspondance est si prompte ?

Si au contraire vous voulés que la même matière puisse tantôt penser, et tantôt ne penser pas, suivant les divers arrangemens et configurations des parties qu'on peut lui donner : je ne vous dirai point ici que la matière ne peut penser, et qu'on ne saurait concevoir que les parties d'une pierre puissent jamais, sans y rien ajouter, se connaître elles-mêmes, quelque degré de mouvement, et quelque figure que vous leur donniés. Maintenant je me borne à vous demander en quoi consiste

cet arrangement, et cette configuration précise des parties que vous allegués. Il faut, selon vous, qu'il y ait un degré de mouvement, où la matière ne raisonne pas encore, et puis un autre à peu près semblable, où elle commence tout à coup à raisonner et à se connaître. Qui est-ce qui a su choisir ce degré précis de mouvement? Qui est-ce qui a découvert la ligne selon laquelle les parties doivent se mouvoir? Qui est-ce qui a pris les mesures pour trouver au juste la grandeur, et la figure que chaque partie a besoin d'avoir, pour garder toutes les proportions entre elles dans ce tout? Qui est-ce qui a réglé la figure extérieure, par laquelle tous ces corps doivent être bornés? En un mot, qui est-ce qui a trouvé toutes les combinaisons, dans lesquelles la matière pense, et dont la moindre ne pourrait être retranchée, sans que la matière cessât aussi-tôt de penser? Si vous dites que c'est le hasard: je réponds que vous faites ce hasard raisonnable, jusqu'au point d'être la source de la raison même. Etrange prévention de ne pas vouloir reconnaître une cause très-intelligente, d'où nous vienne toute intelligence; et d'aimer mieux dire que la plus pure raison n'est qu'un effet de la plus aveugle de toutes les causes, dans un sujet tel

que la matière, qui par lui-même est incapable de connaissance! En vérité, il n'y a rien qu'il ne vaille mieux admettre, que de dire des choses si insoutenables.

---

## XXIX.

*Sentimens de quelques anciens sur l'ame et la connaissance des bêtes.*

La philosophie des anciens, quoique très imparfaite, avoit néanmoins entrevu cet inconvénient: aussi voulait-elle que l'esprit divin, répandu dans tout l'univers, fût une sagesse supérieure, qui agît sans cesse dans toute la nature, et sur tout dans les animaux, comme les ames agissent dans les corps; et que cette impression continuelle de l'esprit divin, que le vulgaire nommait instinct, sans entendre le vrai sens de ce terme, fût la vie de tout ce qui vit. Ils ajoutaient que ces étincelles de l'esprit divin étaient le principe de toutes les générations; que les animaux les recevaient dans leur conception, et à leur naissance; et qu'au moment de leur mort, ces particules divines se détachaient de toute la matière terrestre, pour s'envoler au ciel, où elles roulaient au nombre des astres. C'est cette philosophie,

toute ensemble si magnifique, et si fabuleuse, que *Virgile* exprime avec tant de grace par ces vers sur les abeilles, où il dit que toutes les merveilles qu'on y admire, ont fait dire à plusieurs qu'elles étaient animées par un souffle divin, et par une portion de la Divinité: dans la persuasion où ils étaient que Dieu remplit la terre, la mer et le ciel; que c'est de là que les bêtes, les troupeaux et les hommes reçoivent la vie en naissant; et que c'est là que toutes choses rentrent et retournent, lorsqu'elles viennent à se détruire: parce que les âmes, qui sont le principe de la vie, loin d'être anéanties par la mort, s'envolent au nombre des astres, et vont établir leur demeure dans le ciel:

*Esse apibus partem divinæ mentis, et haustus  
Ætherios dixere; Deum namque ire per omnes  
Terrasque, tractusque maris cœlumque pro-  
fundum.*

*Hinc pecudes, armenta, viros, genus omne  
ferarum,*

*Quemque sibi tenues nascentem arcessere vitas.  
Scilicet huc reddi deinde, ac resoluta referri  
Omnia, nec morti esse locum, sed viva volare  
Sideris in numerum, atque alto succedere cœlo.\*)*

\*) *Virg. Georg. l. 4. v. 220, et seq.*

Cette sagesse divine, qui ment toutes les parties connues du monde, avait tellement frappé les Stoïciens, et avant eux *Platon*, qu'ils croyaient que le monde entier était un animal : mais un animal raisonnable, philosophe, sage, enfin le Dieu suprême. Cette philosophie réduisait la multitude des Dieux à un seul, et ce seul Dieu, à la nature, qui était éternelle, infailible, intelligente, toute-puissante et divine. Ainsi les philosophes, à force de s'éloigner des poètes, retombaient dans toutes les imaginations poétiques. Ils donnaient, comme les auteurs des fables, une vie, une intelligence, un art, un dessein à toutes les parties de l'univers, qui paraissent les plus inanimées. Sans doute, ils avaient bien senti l'art qui est dans la nature ; et ils ne se trompaient qu'en attribuant à l'ouvrage, l'industrie de l'ouvrier.

---

## XXX.

## De l'homme.

Ne nous arrêtons pas davantage aux animaux inférieurs à l'homme. Il est tems d'étudier le fond de l'homme même, pour découvrir en lui celui dont on dit qu'il est l'image.

je ne connais dans toute la nature que deux fortes d'êtres : ceux qui ont de la connaissance, et ceux qui n'en ont pas. L'homme rassemble en lui deux manières d'êtres. Il a un corps comme les êtres corporels les plus inanimés. Il a un esprit, c'est-à-dire une pensée, par laquelle il se connaît, et apperçoit ce qui est autour de lui. S'il est vrai qu'il y ait un premier être, qui ait tiré tous les autres du néant, l'homme est véritablement son image : car il rassemble comme lui dans sa nature, tout ce qu'il y a de perfection réelle dans ces deux diverses manières d'être. Mais l'image n'est qu'une image ; elle ne peut être qu'une ombre du véritable être parfait.

Commençons l'étude de l'homme par la considération de son corps. Je ne sai, disait une mère à ses enfans, dans l'écriture sainte, comment vous vous êtes formés dans mon sein. En effet ce n'est point la sagesse des parens qui forme un ouvrage si composé et si régulier. Ils n'ont aucune part à cette industrie. Laissons-les donc, et remontons plus haut.

---

## XXXI.

*De la structure du corps de  
l'homme.*

Le corps est paîtri de boue : mais admirons la main qui l'a façonné. Le sceau de l'ouvrier est empreint sur son ouvrage. Il semble avoir pris plaisir à faire un chef-d'œuvre avec une matière si vile. Jettons les yeux sur ce corps, où les os soutiennent les chairs qui les enveloppent. Les nerfs qui y sont tendus, en font toute la force ; et les muscles où les nerfs s'entrelacent, en s'enflant, ou en s'allongeant, font les mouvemens les plus justes et les plus réguliers. Les os sont brisés de distance en distance ; ils ont des jointures, où ils s'emboîtent les uns dans les autres ; et ils sont liés par des nerfs et par des tendons. *Cicéron* admire avec raison le bel artifice, qui lie ces os. Qu'y a-t-il de plus souple pour tous les divers mouvemens ? Mais qu'y a-t-il de plus ferme et de plus durable ? Après même qu'un corps est mort, et que ses parties sont séparées par la corruption, on voit encore ces jointures et ces liaisons, qui ne peuvent qu'à peine se détruire. Ainsi cette machine est droite ou repliée, roide ou sou-



ple, comme l'on veut. Du cerveau, qui est la source de tous les nerfs, partent les esprits. Ils sont si subtils qu'on ne peut les voir: et néanmoins si réels, et d'une action si forte, qu'ils font tous les mouvemens de la machine, et toute sa force. Ces esprits sont en un instant convoyés jusqu'aux extrémités des membres. Tantôt ils coulent doucement et avec une uniformité; tantôt ils ont, selon les besoins, une impétuosité irrégulière; et ils varient à l'infini les postures, les gestes et les autres actions du corps.

---

## XXXII.

*De la peau.*

**R**EGARDONS cette chair. Elle est couverte en certains endroits d'une peau tendre et délicate, pour l'ornement du corps. Si cette peau, qui rend l'objet si agréable, et d'un si doux coloris, était enlevée, le même objet ferait hideux, et ferait horreur. En d'autres endroits cette même peau est plus dure et plus épaisse, pour résister aux fatigues de ces parties. Par exemple, combien la peau de la plante des pieds est-elle plus grossière que celle du visage? Combien celle du derrière de la tête l'est-elle plus que celle du devant?

Cette peau est percée par tout comme un crible : mais ces trous, qu'on nomme pores, sont insensibles. Quoique la sueur et la transpiration s'exhalent par ces pores : le sang ne s'échappe jamais par là. Cette peau a toute la délicatesse qu'il faut pour être transparente, et pour donner au visage un coloris vif, doux et gracieux. Si la peau était moins serrée, et moins unie, le visage paraîtrait sanglant, et comme écorché. Qui est-ce qui a su tempérer, et mélanger ces couleurs, pour faire une si belle carnation, que les peintres admirent, et n'imitent jamais qu'imparfaitement ?

---

## XXXIII.

*Des veines et des artères.*

On trouve dans le corps humain des rameaux innombrables. Les uns portant le sang du centre aux extrémités, et se nomment artères : les autres le rapportent des extrémités au centre, et se nomment veines. Par ces divers rameaux coule le sang, liqueur douce, onctueuse, et propre par cette onction à retenir les esprits les plus déliés, comme on conserve dans des corps gommeux les essences les plus subtiles, et les plus spiritueuses. Ce

sang arrose la chair, comme les fontaines et les rivières arrosent la terre. Après s'être filtré dans les chairs, il revient à sa source plus lent, et moins plein d'esprits : mais il se renouvelle, et se subtilise encore de nouveau dans cette source, pour circuler sans fin.

---

## XXXIV.

*Des os, et de leur assemblage.*

Voyez-vous cet arrangement et cette proportion des membres ? Les jambes et les cuisses sont de grands os emboîtés les uns sur les autres, et liés par des nerfs. Ce sont deux espèces de colonnes, égales et régulières, qui s'élèvent pour soutenir tout l'édifice. Mais ces colonnes se plient ; et la rotule du genou est un os d'une figure à peu près ronde, qui est mis tout exprès dans la jointure pour la remplir, et pour la défendre, quand les os se replient, pour le fléchissement du genou. Chaque colonne a son piedestal, qui est composé de pièces rapportées, et si bien jointes ensemble, qu'elles peuvent se plier, ou se tenir roides selon le besoin. Le piedestal tourne quand on le veut sous la colonne. Dans ce pié on ne voit que nerfs, que tendons, que petits os

étroitement liés, afin que cette partie soit tout ensemble plus souple, et plus ferme, selon les divers besoins. Les doigts même des piés avec leurs articles et leurs ongles, servent à tâter le terrain sur lequel on marche, à s'appuyer avec plus d'adresse et d'agilité, à garder mieux l'équilibre du corps, à se hausser, ou à se pencher. Les deux piés s'étendent en avant, pour empêcher que le corps ne tombe de ce côté-là quand il se penche, ou qu'il se plie. Les deux colonnes se réunissent par le haut, pour porter le reste du corps; et elles sont encore brisées dans cette extrémité, afin que cette jointure donne à l'homme la commodité de se reposer, en s'asseyant sur les deux plus gros muscles de tout le corps.

Le corps de l'édifice est proportionné à la hauteur des colonnes. Il contient toutes les parties qui sont nécessaires à la vie, et qui par conséquent doivent être placées au centre, et renfermées dans le lieu le plus sûr. C'est pourquoi deux rangs de côtes assez ferrées, qui sortent de l'épine du dos, comme les branches d'un arbre naissent du tronc, forment une espèce de cercle, pour cacher, et tenir à l'abri ces parties si nobles et si délicates. Mais comme les côtes pourraient fermer entièrement ce centre du corps humain, sans

empêcher la dilation de l'estomac et des entrailles, elles n'achevent de former le cercle que jusqu'à un certain endroit, au dessous duquel elles laissent un vuide, afin que le dedans puisse s'élargir avec facilité pour la respiration, et pour la nourriture.

Pour l'épine du dos, on ne voit rien dans tous les ouvrages des hommes qui soit travaillé avec un tel art. Elle serait trop roide et trop fragile, si elle n'était faite que d'un seul os. En ce cas les hommes ne pourraient jamais se plier. L'auteur de cette machine a remédié à cet inconvénient, en formant des vertèbres qui s'emboitant les unes dans les autres, font un tout de pièces rapportées, qui a plus de force qu'un tout d'une seule pièce. Ce composé est tantôt souple, et tantôt roide. Il se redresse et se replie en un moment, comme on le veut. Toutes ces vertèbres ont dans le milieu une ouverture, qui sert pour faire passer un allongement de la substance du cerveau jusqu'aux extrémités du corps, et pour y envoyer promptement des esprits par ce canal.

Mais qui n'admira la nature des os ? Ils sont très-durs ; et on voit que la corruption même de tout le reste du corps ne les altère en rien. Cependant ils sont pleins de trous innombrables qui les rendent plus légers ; et

ils sont même dans le milieu pleins de la moelle qui doit les nourrir. Ils sont percés précisément dans les endroits où doivent passer les ligamens qui les attachent les uns aux autres. De plus leurs extrémités sont plus grosses que le milieu, et sont comme deux têtes à demi rondes, pour faire tourner plus facilement un os avec un autre, afin que le tout puisse se replier sans peine.

---

## XXXV.

*Des organes.*

Dans l'enceinte des côtes sont placés avec ordre tous les grands organes, tels que ceux qui servent à faire respirer l'homme, ceux qui digèrent les alimens, et ceux qui font un sang nouveau. La respiration est nécessaire pour tempérer la chaleur interne, causée par le bouillonnement du sang, et par le cours impétueux des esprits. L'air est comme un aliment d'ont l'animal se nourrit, et par le moyen duquel il se renouvelle dans tous les momens de sa vie. La digestion n'est pas moins nécessaire pour préparer les alimens sensibles à être changés en sang. Le sang est une liqueur propre à s'insinuer par tout, et à s'é-

païssir en chair dans les extrémités, pour réparer dans tous les membres ce qu'ils perdent sans cesse par la transpiration, et par la dissipation des esprits. Les poûmons sont comme de grandes enveloppes, qui étant spongieuses, se dilatent et comprimeur facilement; et comme ils prennent et rendent sans cesse beaucoup d'air, ils forment une espèce de soufflet en mouvement continuel. L'estomac a un dissolvant qui cause la faim, et qui avertit l'homme du besoin de manger. Ce dissolvant qui piquote l'estomac, lui prépare par ce méfaisé un plaisir très vif, lors qu'il est apaisé par les alimens. Alors l'homme se remplit délicieusement d'une matière étrangère, qui lui ferait horreur, s'il la pouvait voir dès qu'elle est introduite dans son estomac, et qui lui déplaît même quand il la voit étant déjà rassasié. L'estomac est fait comme une poche. Là les alimens, changés par une prompte coction, se confondent tous en une liqueur douce, qui devient ensuite une espèce de lait, nommé chile; et qui parvenant enfin au cœur, y reçoit par l'abondance des esprits la forme, la vivacité et la couleur de sang. Mais pendant que le suc le plus pur des alimens passe de l'estomac dans les canaux destinés à faire le chile et le sang, les parties grossières de

ces mêmes alimens sont séparées, comme le son l'est de la fleur de farine par un tamis, et elles sont rejetées en bas, pour en délivrer le corps, par les issues les plus cachées, et les plus reculées des organes des sens, de peur qu'ils n'en soient incommodés. Ainsi les merveilles de cette machine sont si grandes, qu'on en trouve d'inépuisables, même dans les fonctions les plus humiliantes, que l'on n'oserait expliquer en détail.

---

## XXXVI.

*Des parties intérieures.*

Il est vrai que les parties internes de l'homme ne sont pas agréables à voir, comme les extérieures. Mais remarquez qu'elles ne sont pas faites pour être vues. Il fallait même, selon le but de l'art, qu'elles ne pussent être découvertes sans horreur; et qu'ainsi un homme ne pût les découvrir, et entamer cette machine dans un autre homme, qu'avec une violente répugnance. C'est cette horreur, qui prépare la compassion et l'humanité dans les cœurs, quand un homme en voit un autre qui est blessé. Ajoûtez avec *S. Augustin*, qu'il y a dans ces parties internes une pro-



portion , un ordre et une industrie , qui charment encore plus l'esprit attentif, que la beauté extérieure ne saurait plaire aux yeux du corps. Ce dedans de l'homme , qui est tout ensemble si hideux et si admirable, est précisément comme il le doit être , pour montrer une boue travaillée de main divine. On y voit tout ensemble, et la fragilité de la créature , et l'art du créateur.

---

## XXXVII.

*Des bras , et de leur usage.*

Du haut de cet ouvrage si précieux , que nous avos dépeint , pendent les deux bras , qui sont terminés par les mains , et qui ont une parfaite symmétrie entre eux. Les bras tiennent aux épaules , de sorte qu'ils ont un mouvement libre dans cette jointure. Ils sont encore brisés au coude et au poignet , pour pouvoir se plier , et se retourner avec promptitude. Les bras sont de la juste longueur qu'il faut pour atteindre à toutes les parties du corps. Ils sont nerveux et pleins de muscles , afin qu'ils puissent avec les reins , être souvent en action , et soutenir les plus grandes fatigues de tout le corps. Les mains

sont un tissu de nerfs et d'osselets, enchaînés les uns dans les autres, qui ont toute la force et toute la souplesse convenable, pour tâter les corps voisins, pour les saisir, pour s'y accrocher, pour les lancer, pour les attirer, pour les repousser, pour les démêler, et pour les détacher les uns des autres. Les doigts dont les bouts sont armés d'ongles, sont faits pour exercer, par la délicatesse et la variété de leurs mouvemens, les arts les plus merveilleux. Les bras et les mains servent encore, suivant qu'on les replie, à mettre le corps en état de se pencher, sans s'exposer à aucune chute. La machine a en elle-même, indépendamment de toutes les pensées qui viennent après coup, une espèce de ressort qui lui fait trouver soudainement l'équilibre dans tous ses contrastes.

---

### XXXVIII.

#### *Du cou et de la tête.*

Au-dessus du corps s'élève le cou, ferme ou flexible, selon qu'on le veut. Est-il question de porter un pesant fardeau sur la tête ? Le cou devient roide, comme s'il n'était que d'un seul os. Faut-il pencher, ou tourner

la tête ? Le cou se plie en tous sens , comme si on en démontait tous les os. Ce cou médiocrement élevé au-dessus des épaules , porte sans peine la tête , qui règne sur tout le corps. Si elle était moins grosse , elle n'aurait aucune proportion avec le reste de la machine. Si elle était plus grosse , outre qu'elle ferait disproportionnée et difforme , sa pesanteur accablerait le cou , et elle courrait risque de faire tomber l'homme du côté où elle pancherait un peu trop. Cette tête fortifiée de tous côtés par des os très épais et très durs , pour mieux conserver le précieux trésor qu'elle renferme , s'emboîte dans les vertèbres du cou , et a une communication très prompte avec toutes les autres parties du corps. Elle contient le cerveau , dont la substance humide , molle et spongieuse , est composée de fils tendres et entrelacés. C'est là le centre des merveilles dont nous parlerons dans la suite. Le crâne se trouve percé régulièrement avec une proportion et une symétrie exacte , pour les deux yeux , pour les deux oreilles , pour la bouche et pour le nez. Il y a des nerfs destinés aux sensations , qui s'exercent dans la plupart de ces conduits. Le nez qui n'a point de nerfs pour sa sensation , a un os criblé , pour faire passer les odeurs jusqu'au cerveau.

Parmi les organes de ces sensations, les principaux sont doubles, pour conserver dans un côté ce qui pourrait manquer dans l'autre par quelque accident. Ces deux organes d'une même sensation sont mis en symétrie, sur le devant, ou sur les côtés, afin que l'homme en puisse faire un plus facile usage, ou à droite, ou à gauche, ou vis-à-vis de lui, c'est-à-dire vers l'endroit où ses jointures dirigent sa marche et toutes ses actions. D'ailleurs la flexibilité du cou, fait que tous ces organes se tournent en un instant de quelque côté qu'il veuille. Tout le derrière de la tête, qui est le moins en état de se défendre, est le plus épais. Il est orné de cheveux, qui servent en même tems à fortifier la tête contre les injures de l'air. Mais les cheveux viennent sur le devant pour accompagner le visage, et lui donner plus de grace. Le visage est le côté de la tête qu'on nomme le devant, et où les principales sensations sont rassemblées avec un ordre et une proportion qui le rendent très-beau, à moins que quelque accident n'altère un ouvrage si régulier. Les deux yeux sont égaux, placés vers le milieu, et aux deux côtés de la tête, afin qu'ils qu'ils puissent découvrir sans peine de loin, à droite et à gauche, tous les objets étrangers, et qu'ils puis-

sont veiller commodement pour la sûreté de toutes les parties du corps. L'exacte symétrie, avec laquelle ils sont placés, fait l'ornement du visage. Celui qui les a faits, y a allumé je ne sai quelle flamme céleste, à laquelle rien ne ressemble dans tout le reste de la nature. Ces yeux sont des espèces de miroirs, où se peignent tour à tour, et sans confusion, dans le fond de la rétine, tous les objets du monde entier, afin que ce qui pense dans l'homme puisse le voir dans ces miroirs. Mais quoique nous appercevions tous les objets par un double organe, nous ne voyons pourtant jamais les objets comme doubles, parce que les deux nerfs qui servent à la vue dans nos yeux, ne sont que deux branches qui se réunissent dans une même tige, comme les deux branches des lunettes se réunissent dans la partie supérieur qui le joint. Les deux yeux sont ornés de deux sourcils égaux; et afin qu'ils puissent s'ouvrir et se fermer, ils sont enveloppés de paupières bordées d'un poil, qui défend une partie si délicate.

---

## XXXIX.

*Du front, et des autres parties du visage.*

Le front donne de la majesté et de la grace à tout le visage. Il sert à en relever les traits. Sans le nez posé dans le milieu, tout le visage serait plat et difforme. On peut juger de cette difformité, quand on a vu des hommes, en qui cette partie du visage est mutilée. Il est placé immédiatement au-dessus de la bouche, pour discerner plus commodément, par les odeurs, tout ce qui est propre à nourrir l'homme. Les deux narines servent tout ensemble à la respiration et à l'odorat. Voyez les lèvres. Leur couleur vive, leur fraîcheur, leur figure, leur arrangement et leur proportion avec les autres traits, embellissent tout le visage. La bouche, par la correspondance de ses mouvemens avec ceux des yeux, l'anime, l'égaie, l'attriste, l'adoucit, le trouble, et exprime chaque passion par des marques sensibles. Outre que les lèvres s'ouvrent pour recevoir l'aliment, elles servent encore par leur souplesse, et par la variété de leurs mouvemens, à varier les sons qui font la parole. Quand elles s'ouvrent, elles découvrent un double rang de dents, dont la bouche est or-

née. Ces dents sont de petits os enchassés avec ordre dans les deux mâchoires, qui ont un ressort pour s'ouvrir, et un pour se fermer, en sorte que les dents brisent, comme un moulin, les alimens, pour en préparer la digestion. Mais ces alimens ainsi brisés passent dans l'estomac par un conduit différent de celui de la respiration; et ces deux canaux, quoique si voisins, n'ont rien de commun.

---

## XL.

*De la langue et des dents.*

La langue est un tissu de petits muscles, et de nerfs si souples, qu'elle se replie comme un serpent, avec une mobilité, et une souplesse inconcevable. Elle fait dans la bouche ce que font les doigts, ou ce que fait l'archet d'un maître sur un instrument de musique. Elle va frapper tantôt les dents, et tantôt le palais. Il y a un conduit qui va au-dedans du cou, depuis le palais jusqu'à la poitrine. Ce sont des anneaux de cartilages enchassés très juste les uns dans les autres, et garnis au-dedans d'une tunique ou membrane très polie, pour faire mieux resonner l'air poussé par les poumons. Ce conduit a du côté du palais un

bout qui n'est ouvert que comme une flûte, par une fente qui s'élargit, ou qui se resserre à propos, pour grossir la voix, ou pour la rendre plus claire. Mais de peur que les alimens, qui ont leur canal séparé, ne se glissent dans celui de la respiration, il y a une espèce de soupape, qui fait sur l'orifice du conduit de la voix, comme un pont-levis, pour faire passer les alimens, sans qu'il en tombe aucune parcelle subtile, ni aucune goutte par la fente dont je viens de parler. Cette espèce de soupape est très-mobile, et se replie très-subtilement; de manière qu'en tremblant sur cet orifice entr'ouvert, elle fait toutes les plus douces modulations de la voix. Ce petit exemple suffit pour montrer en passant, et sans entrer d'ailleurs dans aucun détail de l'anatomie, combien est merveilleux l'art des parties internes. Cet organe, tel que je viens de le représenter, est le plus parfait de tous les instrumens de musique; et tous les autres ne sont parfaits, qu'autant qu'ils l'imitent.

---

## XLI.

*De l'odorat, de goût, et de l'ouïe.*

Qui pourrait expliquer la délicatesse des organes par lesquels l'homme discerne les sa-



veurs, et les odeurs innombrables des corps? Mais comment se peut-il faire que tant de voix frappent ensemble mon oreille sans se confondre, et que ces sons me laissent après qu'ils ne sont plus, des ressemblances si vives, et si distinctes de ce qu'ils ont été? Avec quel soin l'ouvrier qui a fait nos corps, a-t-il donné à nos yeux une enveloppe humide et coulante pour les fermer; et pourquoi a-t-il laissé nos oreilles ouvertes? C'est, dit *Cicéron* \*), que les yeux ont besoin de se fermer à la lumière pour le sommeil, et que les oreilles doivent demeurer ouvertes pendant que les yeux se ferment, pour nous avertir, et pour nous éveiller par le bruit, quand nous courons risque d'être surpris. Qui est-ce qui grave dans mon œil, en un instant, le ciel, la mer, la terre, situés dans une distance presque infinie? Comment peuvent se ranger et se démêler dans un si petit organe, les images fidèles de tous les objets de l'univers, depuis le soleil jusqu'à des atomes? La substance du cerveau, qui conserve avec ordre des représentations si naïves de tant d'objets dont nous avons été frappés depuis que nous sommes au monde, n'est-elle pas le prodige le plus étonnant? On

D 7

\*) *Lib. 2. de Nat. Deor.*

admire avec raison l'invention des livres, où l'on conserve l'histoire de tant de faits, et le recueil de tant de pensées. Mais quelle comparaison peut-on faire entre le plus beau livre, et le cerveau d'un homme savant? Sans doute ce cerveau est un recueil infiniment plus précieux, et d'une plus belle invention que ce livre. C'est dans ce petit réservoir qu'on trouve à point nommé toutes les images dont on a besoin. On les appelle: elles viennent; on les renvoie: elles se renfoncent je ne sais où, et disparaissent pour laisser la place à d'autres. On ferme, et on ouvre son imagination comme un livre. On en tourne, pour ainsi dire, les feuillets; on passe soudainement d'un bout à l'autre. On a même des espèces de tables dans la mémoire, pour indiquer les lieux où se trouvent certaines images reculées. Ces caractères innombrables, que l'esprit de l'homme lit intérieurement avec tant de rapidité, ne laissent aucune trace distincte dans un cerveau qu'on ouvre. Cet admirable livre n'est qu'une substance molle, ou une espèce de peloton, composé de fils tendres et entrelacés. Quelle main a su cacher dans cette espèce de boue, qui paraît si informe, des images si précieuses, et rangées avec un si bel art?

## XLII.

*De la proportion du corps humain.*

Tel est le corps de l'homme en gros. Je n'entre point dans le détail de l'anatomie : car mon dessein n'est que de découvrir l'art qui est dans la nature, par le simple coup d'œil, sans aucune science. Le corps de l'homme pourrait sans doute être beaucoup plus grand, et beaucoup plus petit. S'il n'avait, par exemple, qu'un pié de hauteur, il serait insulté par la plupart des animaux, qui l'écraseraient sous leurs piés. S'il était haut comme les plus grands clochers, un petit nombre d'hommes consumeraient en peu de jours les alimens d'un païs. Ils ne pourraient trouver ni chevaux, ni autres bêtes de charge, qui pussent les porter, ni les trainer dans aucune machine roulante; ils ne pourraient trouver assez de matériaux pour bâtir des maisons proportionnées à leur grandeur; il ne pourrait y avoir qu'un petit nombre d'hommes sur la terre, et ils manqueraient de la plupart des commodités. Qui est-ce qui a réglé la taille de l'homme à une mesure précise? Qui est-ce qui a réglé celle de tous les autres animaux avec proportion à celle de l'homme. L'hom-

me est le seul de tous les animaux qui est droit sur ses piés. Par là il a une noblesse et une majesté qui le distingue, même au dehors, de tout ce qui vit sur la terre. Non seulement sa figure est la plus noble : mais encore il est le plus fort, et le plus adroit de tous les animaux à proportion de sa grandeur. Qu'on examine de près la pesanteur et la masse de la plupart des bêtes les plus terribles. On trouvera qu'elles ont plus de matière que le corps d'un homme : et cependant le corps d'un homme vigoureux a plus de force de corps, que la plupart des bêtes farouches. Elles ne sont redoutables pour lui, que par leurs dents et par leurs griffes. Mais l'homme qui n'a point dans ses membres de si fortes armes naturelles, a des mains, dont la dextérité surpasse, pour se faire des armes, tout ce que la nature a donné aux bêtes. Ainsi l'homme perce de ses traits, ou fait tomber dans ses pièges, et enchaîne les animaux les plus forts et les plus furieux. Il fait même les apprivoiser dans leur captivité, et s'en jouer comme il lui plaît. Il se fait flater par les lions, et par les tigres. Il monte sur les éléphants.

---

## XLIII.

*De l'ame. Elle seule entre les créatures pense et connaît.*

Mais le corps de l'homme, qui paraît le chef-d'œuvre de la nature, n'est point comparable à sa pensée. Il est certain qu'il y a des corps qui ne pensent pas. On n'attribue aucune connaissance à la pierre, au bois, aux métaux, qui sont néanmoins certainement des corps. Il est même si naturel de croire que la matière ne peut penser, que tous les hommes sans prévention ne peuvent s'empêcher de rire, quand on leur soutient que les bêtes ne sont que de pures machines, parce qu'ils ne sauraient concevoir que de pures machines pussent avoir les connaissances qu'ils prétendent appercevoir dans les bêtes. Ils trouvent que c'est faire des jeux d'enfans, qui parlent avec leurs poupées, que de vouloir donner quelque connaissance à de pures machines. De là vient que les anciens même, qui ne connaissaient rien de réel qui ne fût un corps, voulaient néanmoins que l'ame de l'homme fût d'un cinquième élément, ou d'une espèce de quintessence sans nom, inconnue ici-bas, indivisible et immuable, toute céleste, et toute

divine: parce qu'ils ne pouvaient concevoir que la matière terrestre des quatre élémens pût penser, et se connaître elle-même: *Aristoteles quintam quandam naturam censet esse, à qua sit mens. Cogitare enim, et providere, et discere, et docere in horum quatuor generum nullo inesse putat; quintum genus adhibet vacans nomine* \*).

---

## XLIV.

*Ce qui est matière ne peut penser.*

Mais supposons tout ce qu'on voudra, et ne contestons contre aucune secte de philosophes. Voici une alternative que nul philosophe ne peut éviter. Ou la matière peut devenir pensante sans y rien ajouter: ou bien la matière ne saurait penser, et ce qui pense en nous, est un être distingué d'elle, et qui lui est uni. Si la matière peut devenir pensante sans y rien ajouter, il faut au moins avouer que toute matière n'est point pensante, et que la matière, même qui pense aujourd'hui, ne pensait point il y a cinquante ans: par exemple, la matière du corps d'un jeune homme ne pensait point dix ans avant sa naissance. Il faudra donc dire que la matière peut acquérir la pensée

\*) *Cic. Tusc. Quæst. l. I.*

par un certain arrangement, et par un certain mouvement de ses parties. Prenons, par exemple, la matière d'une pierre, ou d'un amas de sable. Cette portion de matière ne pense nullement. Pour la faire commencer à penser, il faut figurer, arranger, mouvoir en un certain sens, et à certain degré toutes ses parties. Qui est-ce qui a su trouver avec tant de justesse cette proportion, cet arrangement, ce mouvement en tel sens, et point en un autre, ce mouvement à un tel degré, au dessus et au dessous duquel la matière ne penserait jamais? Qui est-ce qui a donné toutes ces modifications si justes et si précises, à une matière vile et informe, pour en former le corps d'un enfant, et pour le rendre peu à peu raisonnable? Si au contraire on dit que la matière ne peut être pensante sans y rien ajouter, et qu'il faut un autre être qui s'unisse à elle: je demande quel sera cet autre être qui pense, pendant que la matière à laquelle il est uni ne fait que se mouvoir. Voilà deux natures bien dissimilaires. Nous ne connaissons l'une que par des figures et des mouvements locaux: nous ne connaissons l'autre que par des perceptions, et par des raisonnemens. L'une ne donne point l'idée de l'autre; et leurs idées n'ont rien de commun.

## XLV.

*De l'union de l'ame et du corps, dont Dieu  
seul peut être l'auteur.*

D'où vient que des êtres dissimblables sont si intimement unis ensemble dans l'homme ? D'où vient que les mouvemens du corps donnent si promptement, et si infailliblement certaines pensées à l'ame ? D'où vient que les pensées de l'ame donnent si promptement et si infailliblement certains mouvemens au corps ? D'où vient cette société si régulière de soixante-dix ou quatre-vingts ans, sans aucune interruption ? D'où vient que cet assemblage de deux êtres, et de deux opérations si différentes, font un composé si juste, que tant de gens sont tentés de croire que c'est un tout simple et indivisible ? Quelle main a pu lier ces deux extrémités ? Elles ne sont point liées d'elles-mêmes. La matière n'a pu faire pacte avec l'esprit : car elle n'a par elle-même ni pensée, ni volonté pour faire des conditions. D'un autre côté l'esprit ne se souvient point d'avoir fait un pacte avec la matière : et il ne pourrait être assujetti à ce pacte, s'il l'avait oublié. S'il avait résolu librement, et par lui-même de s'assujettir à la matière : il



ne s'y assujetterait que quand il s'en souviendrait, et quand il lui plairait. Cependant il est certain qu'il dépend malgré lui du corps, et qu'il ne peut s'en délivrer, à moins qu'il ne détruise les organes du corps par une mort violente. D'ailleurs quand même l'esprit se ferait assujetti volontairement à la matière, il ne s'ensuivrait pas que la matière fût mutuellement assujettie à l'esprit. L'esprit aurait à la vérité certaines pensées, quand le corps aurait certains mouvemens : mais le corps ne ferait point déterminé à avoir à son tour certains mouvemens, dès que l'esprit aurait certaines pensées. Or il est certain que cette dépendance est réciproque. Rien n'est plus absolu que l'empire de l'esprit sur le corps. L'esprit veut : et tous les membres du corps se remuent à l'instant, comme s'ils étaient entraînés par les plus puissantes machines. D'un autre côté rien n'est plus manifeste que le pouvoir du corps sur l'esprit. Le corps se meut : et à l'instant l'esprit est forcé de penser avec plaisir, ou avec douleur, à certains objets. Quelle main également puissante sur ces deux natures si diverses, a pu leur imposer ce joug, et les tenir captives dans une société si exacte, et si inviolable ? Dira-t-on que c'est le hazard ? Si on le dit, entendra-t-on

ce qu'on dira, et le pourra-t-on faire entendre aux autres? Le hasard a-t-il accroché par un concours d'atomes les parties du corps avec l'esprit? Si l'esprit peut s'accrocher à des parties du corps, il faut qu'il ait des parties lui-même, et par conséquent qu'il soit un vrai corps: auquel cas nous retombons dans la première réponse que j'ai déjà réfutée. Si au contraire l'esprit n'a point de parties, rien ne peut l'accrocher avec celles du corps, et le hasard n'a pas de quoi les attacher ensemble.

Enfin mon alternative revient toujours, et elle est décisive. Si l'esprit et le corps ne font qu'un tout composé de matière, d'où vient que cette matière, qui ne pensait pas hier, a commencé à penser aujourd'hui? Qui est-ce qui lui a donné ce qu'elle n'avait pas, et qui est incomparablement plus noble qu'elle, quand elle est sans pensée? Ce qui lui donne la pensée, ne l'a-t-il point lui-même; et comment la donnera-t-il sans l'avoir? Supposé même que la pensée résulte d'une certaine configuration, d'un certain arrangement, et d'un certain degré de mouvement en un certain sens, de toutes les parties de la matière: quel ouvrier a su trouver toutes ces combinaisons si justes et si précises, pour faire une machine pensante? Si au contraire l'esprit et

le corps sont deux natures différentes : quelle puissance supérieure à ces deux natures, a pu les attacher ensemble, sans que l'esprit y ait aucune part, ni qu'il sache comment cette union s'est faite ? Qui est-ce qui commande ainsi, avec cet empire suprême, aux esprits et aux corps, pour les tenir dans une correspondance, et dans une espèce de police si incompréhensibles ?

---

## XLVI.

*L'empire de l'ame sur le corps est souverain.*

Remarquez que l'empire de mon esprit sur mon corps est souverain dans son étendue bornée, puisque ma simple volonté, sans efforts et sans préparation, fait mouvoir tout à coup immédiatement tous les membres de mon corps, selon les règles de la mécanique. Comme l'écriture nous représente Dieu, qui dit après la création de l'univers, „*que la lumière soit, et elle fut* :“ de même la seule parole intérieure de mon ame, sans effort et sans préparation, fait ce qu'elle dit. Je dis en moi-même par cette parole si intérieure, si simple, et si momentanée, *que mon corps se meuve* : et il se meut. A cette simple et intime vo-

lonté, toutes les parties de mon corps travaillent. Déjà tous les nerfs sont tendus, tous les ressorts se hâtent de concourir ensemble, et toute la machine obéit, comme si chacun de ces organes les plus secrets entendait une voix souveraine et toute-puissante. Voilà sans doute la puissance la plus simple, et la plus efficace qu'on puisse concevoir. Il n'y en a aucun autre exemple dans tous les êtres que nous connaissons. C'est précisément celle que les hommes persuadés de la Divinité, lui attribuent dans tous l'univers.

L'attribuerai-je à mon faible esprit, ou plutôt à la puissance qu'il a sur mon corps, qui est si différent de lui? Croirai-je que ma volonté a cet empire suprême par son propre fond, elle qui est si faible et si imparfaite? Mais d'où vient que parmi tant de corps elle n'a ce pouvoir que sur un seul? Nul autre corps ne se remue selon ses désirs. Qui lui a donné sur un seul corps ce qu'elle n'a sur aucun autre? Osera-t-on encore revenir à nous alléguer le hazard?

---

## XLVII.

*La puissance de l'ame sur le corps est non  
seulement souveraine, mais encore  
aveugle.*

Cette puissance qui est si souveraine, est en même tems aveugle. Le païsan le plus ignorant fait aussi bien mouvoir son corps, que les philosophe le mieux instruit de l'anatomie. L'esprit du païsan commande à ses nerfs, à ses muscles, à ses tendons qu'il ne connaît pas, et dont il n'a jamais ouï parler. Sans pouvoir les distinguer, et sans savoir où ils sont, il les trouve; il s'adresse précisément à ceux dont il a besoin; et il ne prend point les uns pour les autres. Un danseur de corde ne fait que vouloir, et à l'instant les esprits coulent avec impétuosité, tantôt dans certains nerfs, et tantôt en d'autres; tous ses nerfs se tendent, ou se relâchent à propos. Demandés-lui quels sont ceux qu'il a mis en mouvement, et par où il a commencé à les ébranler: il ne comprend pas même ce que vous voulés lui dire. Il ignore profondément ce qu'il a fait dans tous les ressorts intérieurs de sa machine. Le joueur de lut, qui connaît parfaitement toutes les cordes de son in-

strument, qui les voit de ses yeux, qui les touche l'une après l'autre de ses doigts, s'y méprend. Mais l'ame, qui gouverne la machine du corps humain, en meut tous les ressorts à propos, sans les voir, sans les discerner, sans en savoir ni la figure, ni la situation, ni la force; et elle ne s'y mécompte point. Quel prodige! Mon esprit commande à ce qu'il ne connaît pas, et qu'il ne peut voir, à ce qui ne connaît point, et qui est incapable de connaissance: et il est infailliblement obéi. Que d'aveuglement! Que de puissance! L'aveuglement est de l'homme: mais la puissance de qui est-elle? A qui l'attribuerons-nous, si ce n'est à celui qui voit ce que l'homme ne voit pas, et qui fait en lui ce qui le surpasse? Mon ame a beau vouloir remuer les corps qui l'environnent, et qu'elle connaît très-distinctement: aucun ne se remue; elle n'a aucun pouvoir pour ébranler le moindre atome par sa volonté. Il n'y a qu'un seul corps, que quelque puissance supérieure doit lui avoir rendu propre. A l'égard de ce corps, elle n'a qu'à vouloir, et tous les ressorts de cette machine, qui lui sont inconnus, se meuvent à propos et de concert pour lui obéir. Saint *Augustin* qui a fait ces réflexions les a parfaitement exprimées. „Les parties internes de nos corps, dit-il, ne peu-

vent être vivantes que par nos ames : mais nos ames les animent bien plus facilement qu'elles ne peuvent les connaître. — L'ame ne connaît point le corps qui lui est soumis. — Elle ne fait point pourquoi elle ne met les nerfs en mouvement que quand il lui plaît, et pourquoi au contraire la pulsation des veines et sans interruption, quand même elle ne le voudrait pas. Elle ignore quelle est la première partie du corps qu'elle remue immédiatement, pour mouvoir par celle-là toutes les autres. — Elle ne fait point pourquoi elle sent malgré elle, et ne meut les membres que quand il lui plaît. C'est elle qui fait ces choses dans le corps. D'où vient qu'elle ne fait ni ce qu'elle fait ni comment elle le fait ? Ceux qui s'instruisent de l'anatomie, *dit encore ce père*, apprennent d'autrui ce qui se passe en eux, et qui est fait par eux-mêmes. Pourquoi, *dit-il*, n'ai-je aucun besoin de leçon, pour savoir qu'il a dans le ciel à une prodigieuse distance de moi, un soleil et des étoiles : et pourquoi ai-je besoin d'un maître pour apprendre par où commence le mouvement ? — Quand je remue le doigt, je ne sai comment se fait ce que je fais moi-même au dedans de moi. Nous sommes trop élevés à l'égard de nous-mêmes, et nous ne saurions nous comprendre."

## XLVIII.

*L'empire de l'ame sur le corps paraît sur tout  
dans les images tracées dans le  
cerveau.*

En effet, nous ne saurions trop admirer cet empire absolu de l'ame sur des organes corporels qu'elle ne connaît pas, et l'usage continu qu'elle en fait sans les discerner. Cet empire se montre principalement par rapport aux images tracées dans notre cerveau. Je connais tous les corps de l'univers qui ont frappé mes sens depuis un grand nombre d'années. J'en ai des images distinctes qui me les représentent, en sorte que je crois les voir lors même qu'ils ne sont plus. Mon cerveau est comme un cabinet de peintures, dont tous les tableaux se remueraient et se rangeraient au gré du maître de la maison. Les peintres, par leur art, n'atteignent jamais qu'à une ressemblance imparfaite. Pour les portraits que j'ai dans la tête, ils sont si fidèles, que c'est en les consultant que j'aperçois tous les défauts de ceux des peintres, et que je les corrige en moi-même. Ces images plus ressemblantes que les chefs-d'œuvres de l'art des peintres, se gravent-elles dans ma tête sans



aucun art? Est-ce un livre dont tous les caractères se soient rangés d'eux-mêmes? S'il y a de l'art, il ne vient pas de moi: car je trouve au dedans de moi ce recueil d'images, sans avoir jamais pensé ni à les graver, ni à les mettre en ordre. Mais encore toutes ces images se présentent, et se retirent comme il me plaît, sans faire aucune confusion. Je les rappelle: elles viennent. Je les renvoie: elles se renfoncent je ne sais où. Elles s'assemblent, ou se séparent comme je le veux. Je ne sais ni où elles demeurent, ni ce qu'elles font. Cependant je les trouve toujours prêtes. L'agitation de tant d'images anciennes et nouvelles, qui se réveillent, qui se joignent, qui se séparent, ne trouble point un certain ordre qu'elles ont. Si quelques unes ne se présentent pas au premier ordre: du moins je suis assuré qu'elles ne sont pas loin. Il faut qu'elles soient cachées dans certains recoins enfoncés. Je ne les ignore point comme les choses que je n'ai jamais connues: au contraire, je fais confusionnement ce que je cherche. Si quelqu'autre image se présente en la place de celle qui j'ai appelée, je la renvoie sans hésiter, en lui disant: ce n'est pas vous dont j'ai besoin. Mais où sont donc les objets à demi oubliés? Ils sont présens au dedans de moi, puisque je les y cherche, et que je les y trou-

ve. Enfin comment y font-ils, puisque je les cherche long-tems en vain ? Où vont-ils ? „Je ne suis plus, dit *sain Augustin*, ce que j'étais, lorsque je pensais à ce que je n'ai pu retrouver. Je ne fai, *continue ce père*, comment il arrive que je sois ainsi soustrait à moi-même, et privé de moi ; ni comment est-ce que je suis ensuite comme rapporté et rendu à moi-même. Je suis comme un autre homme, et transporté ailleurs, quand je cherche, et que je ne trouve pas ce que j'avais confié à ma mémoire. Alors nous ne pouvons arriver jusqu'à nous ; nous sommes comme si nous étions des étrangers éloignés de nous. Nous n'y arrivons que quand nous trouvons ce que nous cherchons. Mais où est-ce que nous cherchons, si ce n'est au dedans de nous ? Et qu'est-ce que nous cherchons, si ce n'est nous-mêmes ? — Une telle profondeur nous étonne.“ Je me souviens distinctement d'avoir connu ce que je ne connais plus. Je me souviens de mon oubli même. Je me rappelle les portraits de chaque personne, en chaque âge de la vie où je l'ai vue autrefois. La même personne repasse plusieurs fois dans ma tête. D'abord je la vois enfant, puis jeune, et enfin âgée. Je place de rides sur le même visage, où je vois d'un autre côté les graces tendres de l'enfan-

ce. Je joins ce qui n'est plus avec ce qui est encore, sans confondre ces extrémités. Je conserve un je ne sai quoi, qui est tour à tour toutes les choses que j'ai connues depuis que je suis au monde. De ce trésor inconnu sortent tous les parfums, toutes les harmonies, tous les goûts, tous les degrés de lumière, toutes les couleurs, et toutes leurs nuances, enfin toutes les figures qui ont passé par mes sens, et qu'ils ont confiées à mon cerveau. Je renouvelle quand il me plaît la joie que j'ai ressentie il y a trente ans. Elle revient : mais quelquefois ce n'est plus elle-même ; elle paraît sans me réjouir. Je me souviens d'avoir été bien-aise ; et je ne le suis point actuellement dans ce souvenir. D'un autre côté je renouvelle d'anciennes douleurs. Elles sont présentes : car je les aperçois distinctement, telles qu'elles ont été en leur tems ; rien ne m'échappe de leur amertume et de la vivacité de leurs sentimens. Mais elles ne sont plus elles-mêmes, elles ne me troublent plus ; elles sont émoussées. Je vois toute leur rigueur sans la ressentir : ou si je la ressens, ce n'est que par représentation ; et cette représentation d'une peine autrefois cuisante, n'est plus qu'un jeu ; l'image des douleurs passées me réjouit. Il en est de même des plaisirs.

Un cœur vertueux s'afflige en rappelant le souvenir de ses plaisirs déréglés. Ils sont présents : car ils se montrent avec tout ce qu'ils ont eu de plus doux, et de plus flatteur. Mais ils ne sont plus eux-mêmes ; et de telles joies ne reviennent que pour affliger.

---

## XLIX.

*Deux merveilles de la mémoire, et du  
cerveau.*

Voilà donc deux merveilles également incompréhensibles ; l'une que mon cerveau soit une espèce de livre, où il y ait un nombre presque infini d'images, et de caractères rangés avec un ordre que je n'ai point fait, et que le hasard n'a pu faire. Car je n'ai jamais eu la moindre pensée ni d'écrire rien dans mon cerveau, ni d'y donner aucun ordre aux images, et aux caractères que j'y traçais. Je ne songeais qu'à voir les objets, lorsqu'ils frappaient mes sens. Le hasard n'a pu non plus faire un si merveilleux livre. Tout l'art même des hommes est trop imparfait pour atteindre jamais à une si haute perfection. Quelle main donc a pu le composer ?

La seconde merveille que je trouve dans mon cerveau, est de voir que mon esprit lise avec tant de facilité tout ce qu'il lui plaît dans ce livre intérieur. Il lit des caractères qu'il ne connaît point. Jamais je n'ai vu les traces empreintes dans mon cerveau; et la substance de mon cerveau elle-même, qui est comme le papier du livre, m'est entièrement inconnue. Tous ces caractères innombrables se transposent, et puis reprennent leur rang pour m'obéir. J'ai une puissance comme divine sur un ouvrage que je ne connais point, et qui est incapable de connaissance. Ce qui n'entend rien, entend ma pensée et l'exécute dans le moment. La pensée de l'homme n'a aucun empire sur les corps. Je le vois en parcourant toute la nature. Il n'y a qu'un seul corps que ma simple volonté remue, comme si elle était une divinité; et elle en remue tous les ressorts les plus subtils, sans les connaître. Qui est-ce qui l'a unie à ce corps, et qui lui a donné tant d'empire sur lui?

---

## L.

L'esprit de l'homme est mêlé de grandeur et de faiblesse. Sa grandeur consiste en deux points.

*Premièrement, l'esprit a l'idée de l'infini.*

Finissons ces remarques par une courte réflexion sur le fond de notre esprit. J'y trouve un mélange incompréhensible de grandeur et de faiblesse. Sa grandeur est réelle. Il rassemble sans confusion le passé avec le présent; et il perce par ses raisonnemens jusques dans l'avenir. Il a l'idée des corps, et celle des esprits. Il a l'idée de l'infini même: car il en affirme tout ce qui lui convient, et il en nie tout ce qui ne lui convient pas. Dites-lui que l'infini est triangulaire: il vous répondra sans hésiter, que ce qui n'a aucunes bornes, ne peut avoir aucune figure. Demandez-lui qu'il vous assigne la première des unités qui composent un nombre infini: il vous répondra d'abord qu'il ne peut y avoir ni commencement, ni fin, ni nombre dans l'infini; parce que si on pouvait y remarquer une première, ou une dernière unité, on pourrait ajouter quelque autre unité à celle-là, et par

conséquent augmenter le nombre. Or un nombre ne peut être infini, lorsqu'il peut recevoir quelque addition, et qu'on peut lui assigner une borne du côté où il peut recevoir un accraissement.

---

## LI.

*L'esprit ne connaît le fini, que par l'idée de l'infini.*

C'est même dans infini que mon esprit connaît le fini. Qui dit un homme malade : dit un homme qui n'a pas la santé ; qui dit un homme faible : dit un homme qui n'a pas de force. On ne conçoit la maladie, qui n'est qu'une privation de la santé, qu'en se représentant la santé même comme un bien réel, dont cet homme est privé. On ne conçoit la faiblesse, qu'en se représentant la force comme un avantage réel, que cet homme n'a pas. On ne conçoit les ténèbres, qui ne sont rien de positif, qu'en niant, et par conséquent en concevant la lumière du jour qui est très-réelle, et très-positive. Tout de même on ne conçoit le fini, qu'en lui attribuant une borne, qui est une pure négation d'une plus grande étendue. Ce n'est donc que la privation de

l'infini. Or on ne pourrait jamais se représenter la privation de l'infini, si on ne concevait l'infini même : comme on ne pourrait concevoir la maladie, si on ne concevait la santé, dont elle n'est que la privation. D'où vient cette idée de l'infini en nous ?

---

## LII.

*Secondement, les idées de l'esprit sont universelles, éternelles et immuables.*

O que l'esprit de l'homme est grand ! il porte en lui de quoi s'étonner, et se surpasser infiniment lui-même. Ses idées sont universelles, éternelles et immuables. Elles sont universelles. Car lorsque je dis : il est impossible d'être, et de n'être pas ; le tout est plus grand que sa partie ; une ligne parfaitement circulaire n'a aucunes parties droites ; entre deux points donnés, la ligne droite est la plus courte ; le centre d'un cercle parfait est également éloigné de tous les points de la circonférence ; un triangle équilatéral n'a aucun angle obtus, ni droit : toutes ces vérités ne peuvent souffrir aucune exception. Il ne pourra jamais y avoir d'être, de ligne, de cercle, de triangle qui ne soit suivant ces règles.



Ces règles font de tous les tems, ou, pour mieux dire, elles font avant tous les tems, et seront toujours au-delà de toute durée compréhensible. Que l'univers se bouleverse et s'anéantisse; qu'il n'y ait plus même aucun esprit pour raisonner sur les êtres, sur les lignes, sur les cercles, et sur les triangles: il fera toujours également vrai en soi, que la même chose ne peut tout ensemble être, et n'être pas; qu'un cercle parfait ne peut avoir aucune portion de ligne droite; que le centre d'un cercle parfait ne peut être plus près d'un coté de la circonférence que de l'autre. On peut bien ne penser pas actuellement à ces vérités; et il pourrait même se faire qu'il n'y aurait ni univers, ni esprit capable de penser à ces vérités: mais enfin ces vérités n'en seraient pas moins constantes en elles-mêmes, quoique nul esprit ne les connût; comme les rayons du soleil n'en seraient pas moins véritables, quand même tous les hommes seraient aveugles; et que personne n'aurait des yeux pour en être éclairé. En assurant que deux et deux font quatre, dit saint *Augustin*, non seulement on est assuré de dire vrai: mais on ne peut douter que cette proposition n'ait été toujours également vraie, et qu'elle ne doive l'être éternellement. Ces idées que nous por-

tons au fond de nous-mêmes, n'ont point de bornes, et n'en peuvent souffrir. On ne peut point dire que ce que j'ai avancé sur le centre des cercles parfaits, ne soit vrai que pour un certain nombre de cercles. Cette proposition est vraie par une nécessité évidente pour tous les cercles à l'infini. Ces idées sans bornes ne peuvent jamais ni changer, ni s'effacer en nous, ni être altérées. Elles sont le fond de notre raison. Il est impossible, quelque effort qu'on fasse sur son propre esprit, de parvenir à douter jamais sérieusement de ce que ces idées nous représentent avec clarté. Par exemple, je ne puis entrer dans un doute sérieux, pour savoir si le tout est plus grand qu'une de ses parties; si le centre d'un cercle parfait est également éloigné de tous les points de la circonférence. L'idée de l'infini est en moi comme celle des nombres, des lignes, des cercles, d'un tout, et d'une partie. Changer nos idées, ce serait anéantir la raison même. Jugeons de notre grandeur par l'infini immuable qui est empreint au dedans de nous, et qui ne peut jamais y être effacé. Mais de peur qu'une grandeur si réelle ne nous éblouisse, et ne nous flatte dangereusement, hâtons-nous de jeter les yeux sur notre faiblesse.

---

## LIII.

*Faiblesse de l'esprit de l'homme.*

Ce même esprit qui voit sans cesse l'infini, et dans la règle de l'infini toutes les choses finies, ignore aussi à l'infini tous les objets qui l'environnent; il s'ignore profondément lui-même. Il marche comme à tâtons dans un abîme de ténèbres. Il ne fait ni ce qu'il est, ni comment il est attaché à un corps, ni comment il a tant d'empire sur tous les ressorts de ce corps, qu'il ne connaît point. Il ignore ses propres pensées, et ses propres volontés. Il ne fait avec certitude, ni ce qu'il croit, ni ce qu'il veut. Souvent il s'imagine croire et vouloir, ce qu'il n'a ni crû, ni voulu. Il se trompe; et ce qu'il a de meilleur, c'est de le reconnaître. Il joint à l'erreur des pensées, le dérèglement de la volonté. Il est réduit à gémir dans l'expérience de sa corruption. Voilà l'esprit de l'homme faible, incertain, borné, plein d'erreurs. Qui est-ce qui a mis l'idée de l'infini, c'est-à-dire du parfait dans un sujet si borné, et si rempli d'imperfection? Se l'est-il donnée lui-même, cette idée si haute et si pure, cette idée qui est elle-même une espèce d'infini en représentation?

Quel être fini distingué de lui, a pu lui donner ce qui est si disproportionné avec ce qui est renfermé dans quelque borne? Supposons que l'esprit de l'homme est comme un miroir où les images de tous les corps voisins viennent s'imprimer : quel être a pu mettre en nous l'image de l'infini, si l'infini ne fut jamais? Qui peut mettre dans un miroir l'image d'un objet chimérique, qui n'est point, et qui n'a jamais été vis-à-vis de la glace de ce miroir? Cette image de l'infini n'est point un amas confus d'objets finis, que l'esprit prenne mal à propos pour un infini véritable. C'est le vrai infini dont nous avons la pensée. Nous le connaissons si bien, que nous le distinguons précisément de tout ce qu'il n'est pas, et que nulle subtilité ne peut nous mettre aucun objet en sa place. Nous le connaissons si bien, que nous rejettons de lui toute propriété qui marque la moindre borne. Enfin nous le connaissons si bien, que c'est en lui seul que nous connaissons tout le reste, comme on connaît la nuit par le jour, et la maladie par la santé. Encore une fois, d'où vient une image si grande? La prend-on dans le néant? L'être borné peut-il imaginer et inventer l'infini, si l'infini n'est point? Notre esprit si faible et si court ne peut se former par lui-même

cette image, qui n'aurait aucun patron. Aucun des objets extérieurs ne peut nous donner cette image : car ils ne peuvent nous donner l'image, que de ce qu'ils sont ; et ils ne sont rien, que de borné et d'imparfait. Où la prenons-nous donc cette image distincte, qui ne ressemble à rien de tout ce que nous sommes, et de tout ce que nous connaissons ici-bas hors de nous ? D'où nous vient-elle ? Où est donc cet infini, que nous ne pouvons comprendre, parce qu'il est réellement infini : et que nous ne pouvons néanmoins méconnaître, parce que nous le distinguons de tout ce qui lui est inférieur ? Où est-il ? S'il n'était pas, pourrait-il se venir graver au fond de notre esprit ?

---

## LIV.

*Les idées de l'homme sont les règles immuables de son jugement.*

Mais outre l'idée de l'infini, j'ai encore des notions universelles et immuables, qui sont la règle de tous mes jugemens. Je ne puis juger d'aucune chose qu'en les consultant ; et il ne dépend pas de moi de juger contre ce qu'elles me représentent. Mes pensées, loin de pouvoir corriger, ou former cette règle,

font elles-mêmes corrigées malgré moi par cette règle supérieure, et elles sont invinciblement assujetties à sa décision. Quelque effort d'esprit que je fasse, je ne puis jamais parvenir, comme je viens de le remarquer, à douter que deux et deux ne fassent quatre; que le tout ne soit plus grand que sa partie; que le centre d'un cercle parfait ne soit également distant de tous les points de la circonférence. Je ne suis point libre de nier ces propositions; et si je nie ces vérités, ou d'autres à peu près semblables, j'ai en moi quelque chose qui est au dessus de moi, et qui me ramène par force au but. Cette règle fixe et immuable est si intérieure et si intime, que je suis tenté de la prendre pour moi-même: mais elle est au dessus de moi, puisqu'elle me corrige, me redresse, me met en défiance contre moi-même, et m'avertit de mon impuissance. C'est quelque chose qui m'inspire à toute heure, pourvu que le l'écoute; et je ne me trompe jamais, qu'en ne l'écoutant pas. Ce qui m'inspire, me préserverait sans cesse de toute erreur, si j'étais docile, et sans précipitation. Car cette inspiration intérieure m'apprendrait à bien juger des choses qui sont à ma portée, et sur lesquelles j'ai besoin de former quelque jugement. Pour les autres, elle m'apprendrait à

n'en juger pas : et cette seconde sorte de leçon n'est pas moins importante que la première. Cette règle intérieure est ce que je nomme ma raison. Mais je parle de ma raison sans pénétrer la force de ce terme, comme je parle de la nature, et de l'instinct, sans entendre ce que signifient ces expressions.

---

## LV.

*Ce que c'est que la raison de l'homme.*

**A** la vérité ma raison est en moi : car il faut que je rentre sans cesse en moi-même pour la trouver. Mais la raison supérieure qui me corrige dans le besoin, et que je consulte, n'est point à moi, et elle ne fait point partie de moi-même. Cette règle est parfaite et immuable : je suis changeant et imparfait. Quand je me trompe : elle ne perd point sa droiture. Quand je me détrompe : ce n'est pas elle qui revient au but ; c'est elle qui, sans s'en être jamais écartée, a l'autorité sur moi de m'y rappeler, et de m'y faire revenir. C'est un maître intérieur, qui me fait taire, qui me fait parler, qui me fait croire, qui me fait douter, qui me fait avouer mes erreurs, ou confirmer mes jugemens. En l'écoutant, je

m'instruis : en m'écoutant moi-même, je m'égaré. Ce maître est par tout; et sa voix se fait entendre d'un bout de l'univers à l'autre, à tous les hommes comme à moi. Pendant qu'il me corrige en France, il corrige d'autres hommes à la Chine, au Japon, dans le Mexique, et dans le Pérou, par les mêmes principes.

---

## LVI.

*La raison est la même dans tous les hommes  
de tous les siècles et de tous les  
pays.*

Deux hommes qui ne se sont jamais vus, qui n'ont jamais entendu parler l'un de l'autre, et qui n'ont jamais eu de liaison avec aucun autre homme qui ait pu leur donner des notions communes, parlent aux deux extrémités de la terre sur un certain nombre de vérités, comme s'ils étaient de concert. On fait infailliblement par avance dans un hémisphère, ce qu'on répondra dans l'autre sur ces vérités. Les hommes de tous les pays et de tous les tems, quelque éducation qu'ils aient reçue, se sentent invinciblement assujettis à penser, et à parler de même. Le maître qui nous



enseigne sans cesse, nous fait penser tous de la même façon. Dès que nous nous hâtons de juger, sans écouter sa voix avec défiance de nous-mêmes, nous pensons, et nous disons des songes pleins d'extravagance. Ainsi ce qui paraît le plus à nous, et être le fond de nous-mêmes, je veux dire notre raison, est ce qui nous est le moins propre, et qu'on doit croire le plus emprunté. Nous recevons sans cesse et à tout moment une raison supérieure à nous, comme nous respirons sans cesse l'air, qui est un corps étranger, ou comme nous voyons sans cesse tous les objets voisins de nous à la lumière du soleil, dont les rayons font des corps étrangers à nos yeux. Cette raison supérieure domine jusqu'à un certain point, avec un empire absolu, tous les hommes les moins raisonnables, et fait qu'ils sont toujours tous d'accord, malgré eux, sur ces points. C'est elle qui fait qu'un sauvage du Canada pense beaucoup de choses, comme les philosophes Grecs et Romains les ont pensées. C'est elle qui fait que les géomètres Chinois ont trouvé à peu près les mêmes vérités que les Européens, pendant que ces peuples si éloignés étaient inconnus les uns aux autres. C'est elle qui fait qu'on juge au Japon comme en France, que deux et deux font quatre; et

il ne faut pas craindre qu'aucun peuple change jamais d'opinion là-dessus. C'est elle qui fait que les hommes pensent encore aujourd'hui sur divers points, comme on pensait il y a quatre mille ans. C'est elle qui donne des pensées uniformes aux hommes les plus jaloux, et les plus irréconciliables entre eux. C'est elle par qui les hommes de tous les siècles, et de tous les pays, sont comme enchaînés autour d'un certain centre immobile, et qui les tient unis par certaines règles invariables, qu'on nomme les premiers principes, malgré les variations infinies d'opinions qui naissent en eux de leurs passions, de leurs distractions, et de leurs caprices, pour tous leurs autres jugemens moins clairs. C'est elle qui fait que les hommes, tout dépravés qu'ils sont, n'ont point encore osé donner ouvertement le nom de vertu au vice, et qu'ils sont réduits à faire semblant d'être justes, sincères, modérés, bienfaisans, pour s'attirer l'estime les uns des autres. On ne parvient point à estimer ce qu'on voudrait pouvoir estimer, ni à mépriser ce qu'on voudrait pouvoir mépriser. On ne peut forcer cette barrière éternelle de la vérité, et de la justice. Le maître intérieur, qu'on nomme raison, le reproche intérieurement avec un empire absolu. Il ne le

souffre pas ; et il fait borner la folie la plus impudente des hommes. Après tant de siècles de règne effréné du vice, la vertu est encore nommée vertu ; et elle ne peut être dépossédée de son nom par ses ennemis les plus brutaux, et les plus téméraires. De là vient que le vice, quoique triomphant dans le monde, est encore réduit à se déguiser sous le masque de l'hypocrisie, ou de la fausse probité, pour s'attirer une estime qu'il n'ose espérer en se montrant à découvert. Ainsi malgré toute son impudence, il rend un hommage forcé à la vertu, en voulant se parer de ce qu'elle a de plus beau, pour recevoir les honneurs qu'elle se fait rendre. On critique, il est vrai, les hommes vertueux, et ils sont effectivement toujours répréhensibles en cette vie par leurs imperfections : mais les hommes les plus vicieux ne peuvent venir à bout d'effacer en eux l'idée de la vraie vertu. Il n'y a point encore eu d'homme sur la terre qui ait pu gagner, ni sur les autres, ni sur lui-même, d'établir dans le monde, qu'il est plus estimable d'être trompeur, que d'être sincère ; d'être emporté et malfaisant, que d'être modéré, et de faire du bien.

---

## LVII.

*La raison est en l'homme indépendante de l'homme, et au dessus de lui.*

Le maître intérieur et universel dit donc toujours et par tout les mêmes vérités, Nous ne sommes point ce maître. Il est vrai que nous parlons souvent sans lui, et plus haut que lui. Mais alors nous nous trompons, nous bégayons, nous ne nous entendons pas nous-mêmes. Nous craignons même de voir que nous nous sommes trompés, et nous fermons l'oreille de peur d'être humiliés par ses corrections. Sans doute l'homme qui craint d'être corrigé par cette raison incorruptible et qui s'égare toujours en ne la suivant pas, n'est pas cette raison parfaite, universelle, immuable qui le corrige malgré lui. En toutes choses nous trouvons comme deux principes au dedans de nous. L'un donne: l'autre reçoit; l'un manque: l'autre supplée; l'un se trompe, l'autre corrige: l'un va de travers par sa pente; l'autre le redresse. C'est cette expérience mal prise et mal entendue, qui avait fait tomber dans l'erreur les Marcionites et les Manichéens \*).

\*) Sogenannte Ketzer in den ersten Zeiten des Christenthums.

bornée et subalterne, qui s'égare dès qu'elle échappe à une entière subordination; et qui ne se corrige, qu'en rentrant sous le joug d'une autre raison supérieure, universelle et immuable. Ainsi tout porte en nous la marque d'une raison subalterne, bornée, précipitée, empruntée, et qui a besoin qu'une autre la redresse à chaque moment. Tous les hommes sont raisonnables de la même raison, qui se communique à eux selon divers degrés. Il y a un certain nombre de sages: mais la sagesse où ils puisent, comme dans la source, et qui les fait ce qu'ils sont, est unique.

---

## LVIII.

*C'est la vérité primitive elle-même, qui éclaire  
tous les esprits, en se communi-  
quant à eux.*

Où est-elle cette sagesse? Où est-elle cette raison commune, et supérieure tout ensemble à toutes les raisons bornées et imparfaites du genre humain? Où est-il donc cet oracle qui ne se tait jamais, et contre lequel ne peuvent jamais rien tous les vains préjugés des peuples? Où est-elle cette raison qu'on a sans cesse besoin de consulter, et qui nous prévient pour

nous inspirer le désir d'entendre sa voix ? Où est-elle cette vive lumière qui illumine tout homme venant en ce monde ? Où est-elle cette pure et douce lumière, qui non seulement éclaire les yeux ouverts : mais qui ouvre les yeux fermés ; qui guérit les yeux malades ; qui donne des yeux à ceux qui n'en ont pas pour la voir ; enfin qui inspire le désir d'être éclairé par elle, et qui se fait aimer par ceux même qui craignaient de la voir ? Tout oeil la voit ; et il ne verrait rien, s'il ne la voyait pas : puisque c'est par elle, et à la faveur de ses purs rayons qu'il voit toutes choses. Comme le soleil sensible éclaire tous les corps : de même ce soleil d'intelligence éclaire tous les esprits. La substance de l'oeil de l'homme n'est point la lumière : au contraire l'oeil emprunte à chaque moment la lumière des rayons du soleil. Tout de même mon esprit n'est point la raison primitive, la vérité universelle et immuable : il est seulement l'organe par où passe cette lumière originale, et qui en est éclairé. Il y a un soleil des esprits, qui les éclaire tous beaucoup mieux que le soleil visible n'éclaire les corps. Ce soleil des esprits nous donne tout ensemble, et sa lumière, et l'amour de sa lumière pour la chercher. Ce soleil de vérité ne laisse aucune ombre ; et il luit en

même tems dans les deux hémisphères. Il brille autant sur nous la nuit que le jour. Ce n'est point au dehors qu'il répand ses rayons : il habite en chacun de nous. Un homme ne peut jamais dérober ses rayons à un autre homme. On le voit également, en quelque coin de l'univers qu'on soit caché. Un homme n'a jamais besoin de dire à un autre : retirez-vous, pour me laisser voir ce soleil ; vous me dérobez ses rayons ; vous enlevez la portion qui m'est due. Ce soleil ne se couche jamais, et ne souffre aucun nuage que ceux qui sont formés par nos passions. C'est un jour sans ombre. Il éclaire les sauvages même dans les antres les plus profonds, et les plus obscurs. Il n'y a que les yeux malades, qui se ferment à sa lumière : et encore même n'y a-t-il point d'homme si malade et si aveugle, qui ne marche encore à la lueur de quelque lumière sombre, qui lui reste de ce soleil intérieur des consciences. Cette lumière universelle découvre et représente à nos esprits tous les objets ; et nous ne pouvons rien juger que par elle, comme nous ne pouvons discerner aucun corps, qu'aux rayons du soleil.

---

## LIX.

*C'est par les lumières de la vérité primitive, que  
l'homme juge si ce qu'on lui dit est  
vrai, ou faux.*

Les hommes peuvent nous parler pour nous instruire : mais nous ne pouvons les croire, qu'autant que nous trouvons une certaine conformité entre ce qu'ils nous disent, et ce que nous dit le maître intérieur. Après qu'ils ont épuisé tous leurs raisonnemens, il faut toujours revenir à lui, et l'écouter pour la décision. Si un homme nous disait qu'une partie égale le tout dont elle est partie, nous ne pourrions nous empêcher de rire, et il se rendrait méprisable, au lieu de nous persuader. C'est au fond de nous-mêmes, par la consultation du maître intérieur, que nous avons besoin de trouver les vérités qu'on nous enseigne, c'est-à-dire qu'on propose extérieurement. Ainsi, à proprement parler, il n'y a qu'un seul véritable maître, qui enseigne tout, et sans lequel on n'apprend rien. Les autres maîtres nous ramènent toujours dans cette école intime, où il parle seul. C'est là que nous recevons ce que nous n'avions pas ; c'est là que nous apprenons ce que nous avons ignoré ; c'est là que nous retrou-



avons ce que nous avons perdu par l'oubli; c'est dans le fond intime de nous-mêmes, qu'il nous garde certaines connaissances comme ensevelies, qui se réveillent au besoin; c'est là que nous rejettons le mensonge que nous avons cru. Loin de juger ce maître, c'est par lui seul que nous sommes jugés souverainement en toutes choses. C'est un juge désintéressé, et supérieur à nous. Nous pouvons refuser de l'écouter, et nous étourdir : mais en l'écoutant, nous ne pouvons le contredire. Rien ne ressemble moins à l'homme que ce maître invisible qui l'instruit, et qui le juge avec tant de rigueur et de perfection. Ainsi notre raison bornée, incertaine, fantive, n'est qu'une inspiration faible et momentanée d'une raison primitive, suprême et immuable, qui se communique avec mesure à tous les êtres intelligens.

---

## LX.

*La raison supérieure qui réside dans l'homme, est Dieu même; et tout ce qu'on a découvert ci-dessus dans l'homme, sont des traces évidentes de la divinité.*

On ne peut point dire que l'homme se donne lui-même les pensées qu'il n'avait pas. On

peut encore moins dire qu'il les reçoive des autres hommes : puisqu'il est certain qu'il n'admet, et ne peut rien admettre du dehors, sans le trouver aussi dans son propre fond; en consultant au dedans de soi les principes de la raison, pour voir si ce qu'on lui dit y répugne. Il y a donc une école intérieure, où l'homme reçoit ce qu'il ne peut ni se donner, ni attendre des autres hommes, qui vivent d'emprunt comme lui. Voilà donc deux raisons que je trouve en moi. L'une est moi-même : l'autre est au dessus de moi. Celle qui est moi, est très-imparfaite, prévenue, précipitée, sujette à s'égarer, changeante, opiniâtre, ignorante et bornée; enfin elle ne possède jamais rien que d'emprunt. L'autre est commune à tous les hommes, supérieure à eux. Elle est parfaite, éternelle, immuable, toujours prête à se communiquer en tous lieux, et à redresser tous les esprits qui se trompent; enfin incapable d'être jamais ni épuisée, ni partagée, quoiqu'elle se donne à tous ceux qui la veulent. Où est-elle cette raison parfaite, qui est si près de moi, et si différente de moi? Où est-elle? Il faut qu'elle soit quelque chose de réel; car le néant ne peut être parfait, ni perfectionner les natures imparfaites. Où est-

elle cette raison suprême ? N'est-elle pas le dieu que je cherche ?

---

## LXI.

*Nouvelles traces sensibles de la divinité en l'homme, tirées de la connaissance qu'il a de l'unité.*

Je trouve encore d'autres traces de la divinité en moi ; en voici une bien touchante :

Je connais des nombres prodigieux, avec les rapports qui sont entre eux. Par où me vient cette connaissance ? Elle est si distincte, que je n'en puis douter sérieusement, et que je redresse d'abord, sans hésiter, tout homme qui manque à la suivre en supputant. Si un homme dit que 17 et 3 font 22 ; je me hâte de lui dire, 17 et 3 ne font que 20. Aussi-tôt il est vaincu par sa propre lumière, et il acquiesce à ma correction. Le même maître, qui parle en moi pour le corriger, parle aussi-tôt en lui pour lui dire qu'il doit se rendre. Ce ne sont point deux maîtres qui soient convenus de nous accorder : c'est quelque chose d'indivisible, d'éternel, d'immuable, qui parle en même tems avec une persuasion invincible dans tous les deux. Encore une fois, d'où me vient cette notion si juste des nombres ? Les nombres ne

font tous que des unités répétées. Tout nombre n'est qu'une composition, ou une répétition d'unités. Le nombre de deux n'est que deux unités ; le nombre de 4 se réduit à *un* répété quatre fois. On ne peut donc concevoir aucun nombre, sans concevoir l'unité, qui est le fondement essentiel de tout nombre possible. On ne peut concevoir aucune répétition d'unité, sans concevoir l'unité même qui en est le fond.

Mais par où est-ce que je puis connaître quelque unité réelle ? Je n'en ai jamais vu, ni même imaginé par le rapport de mes sens. Que je prenne le plus subtil atome : il faut qu'il ait une figure, une longueur, une largeur, et une profondeur, un dessus, un dessous, un côté gauche, un autre droit ; et le dessus n'est point le dessous ; un côté n'est point l'autre. Cet atome n'est donc pas véritablement un ; il est composé de parties. Or le composé est un nombre réel, et une multitude d'êtres. Ce n'est point une unité réelle : c'est un assemblage d'êtres, dont l'un n'est pas l'autre. Je n'ai donc jamais appris ni par mes yeux, ni par mes oreilles, ni par mes mains, ni même par mon imagination, qu'il y ait dans la nature aucune réelle unité ; au contraire, mes sens et mon imagination ne me présentent jamais

rien que de composé rien qui ne soit un nombre réel, rien qui ne soit une multitude. Toute unité m'échappe sans cesse; elle me fuit, comme par une espèce d'enchantement. Puisque je la cherche dans tant de divisions d'un atome, j'en ai certainement l'idée distincte; et ce n'est que par la simple et claire idée, que je parviens, en la répétant, à connaître tant d'autres nombres. Mais puisqu'elle m'échappe dans toutes les divisions des corps de la nature, il s'ensuit clairement que je ne l'ai jamais connue par le canal de mes sens et de mon imagination. Voilà donc une idée qui est en moi indépendamment des sens, de l'imagination, et des impressions des corps.

De plus, quand même je ne voudrais pas reconnaître de bonne foi que j'ai une idée claire de l'unité, qui est le fond de tous les nombres, parce qu'ils ne sont que des répétitions, ou des collections d'unités: il faudrait au moins avouer que je connais beaucoup de nombres avec leurs propriétés et leurs rapports. Je sai, par exemple, combien font 900000000 joints avec 800000000 d'une autre somme. Je ne m'y trompe point; et je redresserais d'abord avec certitude un autre homme qui s'y tromperait. Cependant ni mes sens, ni mon imagination n'ont jamais pu

me présenter distinctement tous ces millions rassemblés. L'image qu'ils m'en présenteraient, ne ressemblerait pas même davantage à dix-sept cens millions, qu'à un nombre très-inferieur. D'où me vient donc une idée si distincte des nombres, que je n'ai jamais pu ni sentir, ni imaginer? Ces idées indépendantes des corps, ne peuvent ni être corporelles, ni être reçues dans un sujet corporel. Elles me découvrent la nature de mon ame, qui reçoit ce qui est incorporel, et qui le reçoit au dedans de soi d'une manière incorporelle. D'où me vient une idée si incorporelle des corps mêmes? Je ne puis la porter par ma propre nature au dedans de moi: puisque ce qui connaît en moi les corps, est incorporel; et qu'il les connaît, sans que cette connaissance lui vienne par le canal des organes corporels; tels que les sens et l'imagination. Il faut que ce qui pense en moi, soit, pour ainsi dire, un néant de nature corporelle. Comment ai-je pu connaître des êtres qui n'ont aucuns rapports de nature avec mon être pensant? Il faut sans doute qu'un être supérieur à ces deux natures si diverses, et qui les renferme toutes deux dans son infini, les ait jointes dans mon ame, et m'ait donné l'idée d'une nature toute différente de celle qui pense en moi.

## LXII.

*L'idée de l'unité prouve qu'il y a des substances qui ne sont point matérielles ; et qu'il y a un être parfaitement un, qui est Dieu.*

Pour les unités, quelqu'un dira peut-être que je ne les connais point par le corps, mais seulement par l'esprit ; et qu'ainsi mon esprit étant un, et n'étant véritablement connu, c'est par là, et non par le corps que j'ai l'idée de l'unité. Mais voici ma réponse :

Il s'enfuivra du moins de là, que je connais des substances qui n'ont rien d'étendu, ni de divisible, et qui sont présentes. Voilà déjà des natures purement incorporelles, au nombre desquelles je dois mettre mon ame. Qui est-ce qui l'a unie à mon corps ? Cette ame n'est point un être infini ; elle n'a pas toujours été ; elle pense dans certaines bornes : qui est-ce qui l'a faite ? Qui est-ce qui lui fait connaître les corps si différens d'elle ? Qui est-ce qui lui donne tant d'empire sur un certain corps, et qui donne réciproquement à ce corps tant d'empire sur elle ? De plus, comment fai-je si cette ame qui pense, est réellement une, ou bien si elle a des parties ?

Je ne vois point cette ame. Dira-t-on que c'est dans une chose si invifible, et si impénétrable, que je vois clairement ce que c'est qu'unité? Loin d'apprendre par mon ame ce que c'est que d'être un: c'est au contraire par l'idée claire qui j'ai déjà de l'unité, que j'examine fi mon ame eft une, ou divifible.

Ajoûtez à cela que j'ai au dedans de moi une idée claire d'une unité parfaite, qui eft bien au deffus de celle que je puis trouver dans mon ame. Elle fe trouve fouvent comme partagée entre deux opinions, entre deux inclinations, entre deux habitudes contraires. Ce partage que je trouve au fond de moi-même, ne marque-t-il point quelque multiplicité, ou compofition de parties? L'ame d'ailleurs a tout au moins une compofition fucceffive de penfées, dont l'une eft très-différente de l'autre. Je conçois une unité infiniment plus une, s'il m'eft permis de parler ainfi. Je conçois un être qui ne change jamais de penfée, qui penfe toujours toutes chofes tout à la fois, et en qui on ne peut trouver aucune compofition même fucceffive. Sans doute c'eft cette idée de la parfaite et fuprême unité, qui me fait tant chercher quelque unité dans les efprits, et même dans les corps. Cette idée toujours présente au fond de moi-même,



est née avec moi; elle est le modèle parfait sur lequel je cherche par tout quelque copie imparfaite de l'unité. Cette idée de ce qui est *un*, simple, et indivisible par excellence, ne peut être que l'idée de Dieu. Je connais donc Dieu avec une telle clarté, que c'est en le connaissant que je cherche dans toutes les créatures, et en moi-même, quelque ressemblance de son unité. Les corps ont, pour ainsi dire, quelque vestige de cette unité, qui échappe toujours dans la division de ses parties; et les esprits en ont une plus grande ressemblance, quoiqu'ils aient une composition successive de pensées.

---

## LXIII.

*Dépendance et indépendance de l'homme. Sa dépendance prouve l'existence de son auteur.*

Mais voici un autre mystère que je porte au dedans de moi, et qui me rend incompréhensible à moi-même: c'est que d'un côté je suis libre, et que de l'autre, je suis dépendant. Examinons ces deux choses, pour voir s'il est possible de les accorder.

Je suis un être dépendant. L'indépendance est la suprême perfection. Etre par soi-même, c'est porter en soi-même la source de son propre être ; c'est ne rien emprunter d'aucun être différent de soi. Supposez un être qui rassemble toutes les perfections que vous pourrez concevoir, mais qui sera un être emprunté et dépendant : il sera moins parfait qu'un autre être en qui vous ne mettrez que la simple indépendance. Car il n'y a aucune comparaison à faire entre un être qui est par soi, et un être qui n'a rien que d'emprunté, et qui n'est en lui que comme par prêt.

Ceci me sert à reconnaître l'imperfection de ce que j'appelle mon ame. Si elle était par elle-même, elle n'emprunterait rien d'autrui, elle n'aurait besoin ni de s'instruire dans ses ignorances, ni de se redresser dans ses erreurs. Rien ne pourrait ni la corriger de ses vices, ni lui inspirer aucune vertu, ni rendre sa volonté meilleure qu'elle ne se trouverait d'abord. Cette ame posséderait toujours tout ce qu'elle serait capable d'avoir, et ne pourrait jamais rien recevoir du dehors. En même tems il serait certain qu'elle ne pourrait rien perdre : car ce qui est par soi, est toujours nécessairement tout ce qu'il est. Ainsi mon ame ne pourrait tomber ni dans l'igno-

rance, ni dans l'erreur, ni dans le vice, ni dans aucune diminution de bonne volonté. Elle ne pourrait aussi ni s'instruire, ni se corriger, ni devenir meilleure qu'elle n'est. Or j'éprouve tout le contraire. J'oublie, je me trompe, je m'égare, je perds la vue de la vérité, et l'amour du bien ; je me corromps je me diminue. D'un autre côté je m'augmente en acquérant la sagesse et la bonne volonté, que je n'avais jamais eue. Cette expérience intime me convainc que mon ame n'est point un être par foi, et indépendant ; c'est - à - dire nécessaire, et immuable en tout ce qu'il possède. Par où me peut venir cette augmentation de moi-même ? Qui est-ce qui peut perfectionner mon être, en me rendant meilleur, et par conséquent en me faisant être plus que je n'étais ?

---

## LXIV.

*La bonne volonté ne peut venir que d'un être supérieur.*

La volonté ou capacité de vouloir, est sans doute un degré d'être, et de bien, ou de perfection : mais la bonne volonté, ou le bon vouloir, est un autre degré de bien supérieur. Car on peut abuser de la volonté pour vouloir

mal, pour tromper, pour nuire, pour faire l'injustice : au lieu que le bon vouloir est le bon usage de la volonté même, lequel ne peut être que bon. Le bon vouloir est donc ce qu'il y a de plus précieux dans l'homme. C'est ce qui donne le prix à tout le reste. C'est là, pour ainsi dire, tout l'homme : *Hoc est enim omnis homo.*

Nous venons de voir que ma volonté n'est point par elle-même, puisqu'elle est sujette à perdre, et à recevoir des degrés de bien, ou de perfection. Nous avons vu qu'elle est un bien inférieur au bon vouloir, parce qu'il est meilleur de bien vouloir, que d'avoir simplement une volonté susceptible du bien et du mal. Comment pourrais-je croire que moi, être faible, imparfait, emprunté et dépendant, je me donne à moi-même le plus haut degré de perfection, pendant qu'il est visible que l'inférieur me vient d'un premier être ? Puis-je m'imaginer que Dieu me donne le moindre bien, et que je me donne sans lui le plus grand ? Où prendrais-je ce haut degré de perfection, pour me le donner ? Serait-ce dans le néant, qui est mon propre fond ? Dirai-je que d'autres esprits, à peu près égaux au mien, me le donnent ? Mais puisque ces êtres bornés, et dépendans comme le mien,

ne peuvent se rien donner à eux-mêmes : ils peuvent encore moins donner à autrui. N'étant point par eux-mêmes, ils n'ont par eux-mêmes aucun vrai pouvoir, ni sur moi, ni sur les choses qui sont imparfaites en moi, ni sur eux-mêmes. Il faut donc, sans s'arrêter à eux, remonter plus haut, et trouver une cause première, qui soit féconde et toute puissante, pour donner à mon âme le bon vouloir qu'elle n'a pas.

---

## LXV.

*Un être supérieur étant la cause de toutes les modifications des créatures, il est impossible que la volonté puisse vouloir le bien par elle-même.*

Ajoutons encore une réflexion. Ce premier être est la cause de toutes les modifications de ses créatures. L'opération suit l'être, comme disent les philosophes. L'être qui est dépendant dans le fond de son être, ne peut être que dépendant dans toutes ses opérations. L'accessoire suit le principal. L'auteur du fond de l'être, l'est donc aussi de toutes les modifications, ou manières d'être des créatures. C'est ainsi que Dieu est la cause réelle

et immédiate de toutes les configurations, combinaisons et mouvemens de tous les corps de l'univers. C'est à l'occasion d'un corps qu'il a mu, qu'il en met un autre. C'est lui qui a tout créé; et c'est lui qui fait tout dans son ouvrage. Or le vouloir est la modification des volontés, comme le mouvement est la modification des corps. Disons-nous qu'il est la cause réelle, immédiate et totale du mouvement de tous les corps, et qu'il n'est pas autant la cause réelle et immédiate du bon vouloir des volontés? Cette modification, la plus excellente de toutes, sera-t-elle la seule que Dieu ne fera point dans son ouvrage, et que l'ouvrage se donnera lui-même avec indépendance? Qui le peut penser? Mon bon vouloir, que je n'avais pas hier, et que j'ai aujourd'hui, n'est donc pas une chose que je me donne. Il me vient de celui qui m'a donné la volonté et l'être.

Comme vouloir est plus parfait qu'être simplement : bien vouloir est plus parfait que vouloir. Le passage de la puissance à l'acte vertueux, est ce qu'il y a de plus parfait dans l'homme. La puissance n'est qu'un équilibre entre la vertu et le vice; qu'une suspension entre le bien et le mal. Le passage à l'acte, est la décision pour le bien, et par conséquent

le bien supérieur. La puissance susceptible du bien et du mal, vient de Dieu. Nous avons fait voir qu'on n'en pouvait douter. Disons-nous que le coup décisif, qui détermine au plus grand bien, ne vient pas de lui, ou en vient moins? Tout ceci prouve évidemment ce que dit l'apôtre, savoir, que Dieu donne le vouloir et le faire, selon son bon plaisir. Voilà la dépendance de l'homme: cherchons sa liberté.

---

## LXVI.

*De la liberté de l'homme.*

Je suis libre, et je n'en puis douter. J'ai une conviction intime et inébranlable que je puis vouloir, et ne vouloir pas: qu'il y a en moi une élection, non seulement entre le vouloir, et le non vouloir: mais encore entre diverses volontés, sur la variété des objets qui se présentent. Je sens, comme dit l'écriture, que je suis *dans la main de mon conseil*. En voilà déjà assez pour me montrer que mon ame n'est point corporelle. Tout ce qui est corps, ou corporel, ne se détermine en rien soi-même, et est au contraire déterminé en tout par des loix qu'on nomme physiques, qui

sont nécessaires, invincibles, et contraires à ce que j'appelle liberté. De là je conclus que mon ame est d'une nature entièrement différente de celle de mon corps. Qui est-ce qui a pu unir d'une union réciproque deux natures si différentes. et les tenir dans un concert si juste pour toutes leurs opérations ? Ce lien ne peut être formé, comme nous l'avons déjà remarqué, que par un être supérieur qui réunisse ces deux genres de perfections dans sa perfection infinie.

---

## LXVII.

*La liberté de l'homme consiste en ce que sa volonté, en se déterminant, se modifie elle-même.*

Il n'en est pas de même de cette modification de mon ame, qu'on nomme vouloir, comme des modifications des corps. Un corps ne se modifie en rien lui-même. Il est modifié par la seule puissance de Dieu. Il ne se sent point : il est mu. Il n'agit en rien : il est seulement agi, s'il m'est permis de parler de la sorte. Ainsi Dieu est l'unique cause réelle et immédiate de toutes les différentes modifications des corps. Pour les esprits, il n'en



est pas de même ; ma volonté se détermine elle-même. Or se déterminer à un vouloir, c'est se modifier. Ma volonté se modifie donc elle-même. Dieu peut prévenir mon ame : mais il ne lui donne point le vouloir, de la même manière dont il donne le mouvement aux corps. Si c'est Dieu qui me modifie, je me modifie moi-même avec lui ; je suis cause réelle avec lui de mon propre vouloir. Mon vouloir est tellement à moi, qu'on ne peut s'en prendre qu'à moi, si je ne veux pas ce qu'il faut vouloir. Quand je veux une chose, je suis maître de ne la vouloir pas : quand je ne la veux pas, je suis maître de la vouloir. Je ne suis pas contraint dans mon vouloir, et je ne saurais l'être ; car je ne saurais vouloir malgré moi ce que je veux, puisque le vouloir que je suppose exclut évidemment toute contrainte. Outre l'exemption de toute contrainte, j'ai encore l'exemption de toute nécessité. Je sens que j'ai un vouloir, pour ainsi dire, à deux tranchans, qui peut se tourner à son choix vers le oui et vers le non, vers un objet, ou vers un autre. Je ne connais point d'autre raison de mon vouloir, que mon vouloir même. Je veux une chose, parce que je veux bien la vouloir, et que rien n'est tant en ma puissance que de vouloir, ou de

ne vouloir pas. Quand même ma volonté ne ferait pas contrainte, si elle était nécessitée, elle ferait aussi invinciblement déterminée à vouloir, que le corps le font à se mouvoir. La nécessité invincible tomberait autant sur le vouloir pour les esprits, qu'elle tombe sur le mouvement pour les corps. Alors il ne faudrait pas s'en prendre davantage aux volontés de ce qu'elles voudraient, qu'aux corps de ce qu'ils se mouvraient. Il est vrai que les volontés voudraient vouloir ce qu'elles voudraient : mais les corps se meuvent du mouvement dont ils se meuvent, comme les volontés veulent du vouloir dont elles veulent. Si le vouloir est nécessité comme le mouvement : il n'est ni plus digne de louange, ni plus digne de blâme. Le vouloir nécessité, pour être un vrai vouloir non contraint, n'en est pas moins un vouloir qu'on ne peut s'abstenir d'avoir, et duquel on ne peut se prendre à celui qui l'a. La connaissance précédente ne donne point de liberté véritable : car un vouloir peut être précédé de la connaissance de divers objets, et n'avoir pourtant aucune réelle élection. La délibération même n'est qu'un jeu ridicule, si je délibère entre deux parties, étant dans l'impuissance actuelle de prendre l'un, et dans la nécessité actuelle de prendre

l'autre. Enfin il n'y a aucune élection sérieuse et véritable entre deux objets, s'ils ne sont tous deux actuellement tout prêts, en sorte que je puisse laisser et prendre celui qu'il me plaira.

---

## LXVIII.

*La volonté peut résister à la grace, et sa liberté est le fondement du mérite et du démérite.*

En disant que je suis libre, je dis donc que mon vouloir est pleinement en ma puissance, et que Dieu même me le laisse pour le tourner où je voudrai; que je ne suis point déterminé comme les autres êtres, et que je me détermine moi-même. Je conçois que si ce premier être me prévient pour m'inspirer une bonne volonté, je demeure le maître de rejeter son actuelle inspiration, de quelque sorte qu'elle soit; de la frustrer de son effet; et de lui refuser mon consentement. Je conçois aussi que quand je rejette son inspiration pour le bien, j'ai le vrai et actuel pouvoir de ne la rejeter pas: comme j'ai le pouvoir actuel et immédiat de me lever quand je demeure assis, et de fermer les yeux quand je les ai ouverts. Les objets peuvent me solliciter par tout ce

qu'ils ont d'agréable à les vouloir. Les raisons de vouloir peuvent se présenter à moi avec ce qu'elles ont de plus touchant. Le premier être peut aussi m'attirer par ses plus persuasives inspirations. Mais enfin dans cet attrait actuel des objets, des raisons, et même de l'inspiration d'un être supérieur, je demeure encore maître de ma volonté pour vouloir ou ne vouloir pas.

C'est cette exemption non seulement de toute contrainte, mais encore de toute nécessité, et cet empire sur mes propres actes, qui fait que je suis inexcusable quand je veux mal, et que je suis louable quand je veux bien. Voilà le fond du mérite et du démerite; voilà ce qui rend juste ou la punition, ou la récompense; voilà ce qui fait qu'on exhorte, qu'on reprend, qu'on menace, qu'on promet. C'est là le fondement de toute police, de toute instruction, et de toute règle des mœurs. Tout se réduit, dans la vie humaine, à supposer comme le fondement de tout, que rien n'est tant en la puissance de notre volonté, que notre propre vouloir; et que nous avons ce libre arbitre, ce pouvoir, pour ainsi dire, à deux tranchans, cette vertu élective entre deux parties qui sont immédiatement comme sous notre main. C'est ce que

les bergers et les laboureurs chantent sur les montagnes; ce que les marchands et les artisans supposent dans leur négoce; ce que les acteurs représentent dans les spectacles; ce que les magistrats croient dans leurs conseils; ce que les docteurs enseignent dans leurs écoles; ce que nul homme sensé ne peut révoquer en doute sérieusement. Cette vérité, imprimée au fond de nos cœurs, est supposée dans la pratique par les philosophes même qui voudraient l'ébranler par de creuses spéculations. L'évidence intime de cette vérité est comme celle des premiers principes, qui n'ont besoin d'aucunes preuves, et qui servent eux-mêmes de preuves aux autres vérités moins claires. Comment le premier être peut-il avoir fait une créature qui soit ainsi l'arbitre de ses propres actes?

---

## LXIX.

*Caractère de la divinité dans la dépendance et l'indépendance de l'homme.*

Rassemblons maintenant ces deux vérités également certaines. Je suis dépendant d'un premier être dans mon vouloir même; et néanmoins je suis libre. Quelle est donc

cette liberté dépendante ? Comment peut-on comprendre un vouloir qui est libre, et qui est donné par un premier être ? Je suis libre dans mon vouloir, comme Dieu dans le sien. C'est en cela principalement que je suis son image, et que je lui ressemble. Quelle grandeur qui tient de l'infini ! Voilà le trait de la divinité même. C'est une espèce de puissance divine, que j'ai sur mon vouloir. Mais je ne suis qu'une simple image de cet être si libre et si puissant.

L'image de l'indépendance divine n'est pas la réalité de ce qu'elle représente ; ma liberté n'est qu'une ombre de celle de ce premier être, par qui je suis, et par qui j'agis. D'un côté le pouvoir que j'ai de vouloir mal, est moins un vrai pouvoir, qu'une faiblesse et une fragilité de mon vouloir. C'est un pouvoir de déchoir, de me dégrader, de diminuer mon degré de perfection et d'être. D'un autre côté le pouvoir que j'ai de bien vouloir, n'est point un pouvoir absolu, puisque je ne l'ai point de moi-même. La liberté n'étant donc autre chose que ce pouvoir : le pouvoir emprunté ne peut faire qu'une liberté empruntée et dépendante. Un être si imparfait et si emprunté ne peut donc être que dépendant. Comment est-il libre ? Quel profond mystère !

Sa liberté, dont je ne puis douter, montre sa perfection : sa dépendance montre le néant dont il est sorti.

---

## LXX.

*Sceau de la divinité dans ses ouvrages.*

Nous venons de voir les traces de la divinité, ou pour mieux dire, le sceau de Dieu même, dans tout ce qu'on appelle les ouvrages de la nature. Quand on ne veut point subtiliser, on remarque du premier coup d'œil une main, qui est le premier mobile dans toutes les parties de l'univers. Les cieux, la terre, les astres, les plantes, les animaux, nos corps, nos esprits : tout marque un ordre, une mesure précise, un art, une sagesse, un esprit supérieur à nous, qui est comme l'ame du monde entier, et qui mène tout à ses fins avec une force douce et insensible, mais toute-puissante. Nous avons vu, pour ainsi dire, l'architecture de l'univers, la juste proportion de toutes ses parties ; et le simple coup d'œil nous a suffi par tout, pour trouver dans une fourmi, encore plus que dans le soleil, une sagesse et une puissance qui se plaît à éclater en façonnant ses plus vils ouvrages.

Voilà ce qui se présente d'abord sans discussion aux hommes les plus ignorans. Que ferait-ce si nous entrions dans les secrets de la physique, et si nous faisions la dissection des parties internes des animaux, pour y trouver la plus parfaite mécanique?

---

## LXXI.

*Objection des Epicuriens qui attribuent tout au hasard.*

J'entends certains philosophes qui me répondent que tout ce discours sur l'art qui éclate dans toute la nature, n'est qu'un sophisme perpétuel. Toute la nature, diront-ils, est à l'usage de l'homme, il est vrai: mais vous en concluez mal à propos qu'elle a été faite avec art pour l'usage de l'homme. C'est être ingénieux à se tromper soi-même, pour trouver ce qu'on cherche, et qui ne fut jamais. Il est vrai, continueront-ils, que l'industrie de l'homme se sert d'une infinité de choses que la nature lui fournit, et qui lui sont commodés: mais la nature n'a point fait exprès ces choses pour sa commodité. Par exemple, des villageois grimpent tous les jours, par certaines pointes de rochers, au sommet d'une



montagne, il ne s'ensuit pas néanmoins que ces pointes de rochers aient été taillées avec art comme un escalier pour la commodité des hommes.

Tout de même, quand on est à la campagne pendant un orage, et qu'on rencontre une caverne, on s'en sert comme d'une maison, pour se mettre à couvert. Il n'est pourtant pas vrai que cette caverne ait été faite exprès pour servir de maison aux hommes. Il en est de même du monde entier. Il a été formé par le hazard, et sans dessein : mais les hommes le trouvant tel qu'il est, ont eu l'invention de le tourner à leurs usages. Ainsi l'art que vous voulez admirer dans l'ouvrage et dans son ouvrier, n'est que dans les hommes, qui savent après coup se servir de tout ce qui les environne. Voilà sans doute la plus forte objection que ces philosophes puissent faire; et je crois qu'ils ne peuvent point se plaindre que je l'aie affaiblie. Mais nous allons voir combien elle est faible en elle-même, quand on l'examine de près. La simple répétition de ce que j'ai déjà dit suffira pour le démontrer.

---

## LXXII.

*Réponse à l'objection des Epicuriens qui attribuent tout au hasard.*

Que dirait-on d'un homme qui se piquerait d'une philosophie subtile, et qui entrant dans une maison, soutiendrait qu'elle a été faite par le hasard, et que l'industrie n'y a rien mis pour en rendre l'usage commode aux hommes, à cause qu'il y a des cavernes qui ressemblent en quelque chose à cette maison, et que l'art des hommes n'a jamais creusé? On montrerait à celui qui raisonnerait de la sorte, que la porte de la cour est plus grande que toutes les autres, afin que les carosses y puissent entrer. Cette cour est assez spacieuse pour y faire tourner les carosses avant qu'ils sortent. Cet escalier est composé de marches basses, afin qu'on puisse monter sans effort. Il tourne suivant les appartemens et les étages pour lesquels il doit servir. Les fenêtres ouvertes de distance en distance, éclairent tout le bâtiment. Elles sont vitrées, de peur que le vent n'entre avec la lumière. On peut les ouvrir quand on veut, pour respirer un air

doux dans la belle saison. Le toit est fait pour défendre tout le bâtiment des injures de l'air. La charpente est en pointe, afin que la pluie et la neige s'y écoulent facilement des deux côtés. Les tuiles portent les unes sur les autres, pour mettre à couvert le bois de la charpente. Les divers planchers des étages servent à multiplier les logemens dans un petit espace, en les faisant les uns au dessus des autres. Les cheminées sont faites pour allumer du feu en hiver, sans brûler la maison, et pour faire exhaler la fumée, sans la laisser sentir à ceux qui se chauffent. Les apartemens sont distribués de manière qu'ils ne sont point engagés les uns dans les autres; que toute une famille nombreuse y peut loger, sans que les uns aient besoin de passer par les chambres des autres; et que le logement du maître est le principal. On y voit des cuisines, des offices, des écuries, des remises de carrosses. Les chambres sont garnies de lits pour se coucher, de chaises pour s'asseoir, de tables pour écrire, et pour manger. Il faut, dirait-on à ce philosophe, que cet ouvrage ait été conduit par quelque habile architecte: car tout y est agréable, riant, proportionné, commode. Il faut même qu'il ait eu sous lui d'excellens ouvriers. Nullement,

répondrait ce philosophe : vous êtes ingénieux à vous tromper vous-mêmes. Il est vrai que cette maison est riante, agréable, proportionnée, commode : mais elle s'est faite d'elle-même avec toutes ses proportions. Le hasard en a assemblé les pierres avec ce bel ordre ; il a élevé les murs, assemblé et posé la charpente, percé les fenêtres, placé l'escalier. Gardez-vous bien de croire qu'aucune main d'homme y ait eu aucune part. Les hommes ont seulement profité de cet ouvrage, quand ils l'ont trouvé fait. Ils s'imaginent qu'il est fait pour eux, parce qu'ils y remarquent des choses qu'ils savent tourner à leurs commodités : mais tout ce qu'ils attribuent au dessein d'un architecte imaginaire, n'est que l'effet de leurs inventions après coup. Cette maison si régulière et si bien entendue, ne s'est faite que comme une caverne ; et les hommes la trouvant faite, s'en servent comme ils se serviraient pendant un orage d'un antre qu'ils trouveraient sous un rocher, au milieu d'un désert.

Que penserait-on de ce bizarre philosophe, s'il s'obstinait à soutenir sérieusement que cette maison ne montre aucun art ? Quand on lit la fable d'*Amphion*, qui par un miracle de l'harmonie faisait élever avec ordre

et symmétrie les pierres les unes sur les autres, pour former les murailles de *Thèbes*, on se joue de cette fiction poétique : mais cette fiction n'est pas si incroyable, que celle que l'homme que nous supposons, oserait défendre. Au moins pourrait-on s'imaginer que l'harmonie, qui consiste dans un mouvement local de certains corps, pourrait par quelques-unes de ces vertus secrètes qu'on admire dans la nature sans les entendre, ébranler les pierres avec un certain ordre, et une espèce de cadence, qui ferait quelque régularité dans l'édifice. Cette explication choque néanmoins, et révolte la raison : mais enfin, elle est encore moins extravagante, que celle que je viens de mettre dans la bouche d'un philosophe. Qu'y a-t-il de plus absurde, que de se représenter des pierres qui se taillent, qui sortent de la carrière, qui montent les unes sur les autres, sans laisser de vuide ; qui portent avec elles leur ciment pour leur liaison ; qui s'arrangent pour distribuer les appartemens ; qui reçoivent au dessus d'elles le bois d'une charpente, avec les tuiles pour mettre l'ouvrage à couvert ? Les enfans mêmes qui bégayaient encore, riraient, si on leur proposait sérieusement cette fable.

## LXXIII.

*Comparaison du monde, avec une maison régulière. Suite de la réponse à l'objection des Epicuriens.*

Mais pourquoi rira-t-on moins d'entendre dire que le monde s'est fait de lui-même, comme cette maison fabuleuse? Il ne s'agit pas de comparer le monde à une caverne informe, qu'on suppose faite par le hazard: il s'agit de la comparer à une maison, où éclaterait la plus parfaite architecture. Le moindre animal est d'une structure et d'un art infiniment plus admirable, que la plus belle de toutes les maisons.

Un voyageur entrant dans le *Saïde*, qui est le país de l'ancienne *Thèbes* à cent portes, et qui est maintenant désert, y trouverait des colonnes, des pyramides, des obélisques, des inscriptions en caractères inconnus. Dirait-il aussi-tôt: les hommes n'ont jamais habité ces lieux; aucune main d'homme n'a travaillé ici; c'est le hazard qui a formé ces colonnes, qui les a posées sur leurs pedestaux, et qui les a couronnées de leurs chapiteaux avec des proportions si justes; c'est le hazard qui a lié si solidement les morceaux dont ces pyramides

sont composées ; c'est le hazard qui a taillé ces obélisques d'une seule pierre, et qui a gravé tous ces caractères ? Ne dirait-il pas au contraire, avec toute la certitude dont l'esprit des hommes est capable : ces magnifiques débris sont les restes d'une majestueuse architecture, qui florissait dans l'ancienne *Ægypte* ? Voilà ce que la simple raison fait dire au premier coup d'œil, et sans avoir besoin de raisonner. Il en est de même du premier coup d'œil jetté sur l'univers. On peut s'embrouiller soi-même après coup, par de vains raisonnemens, pour obscurcir ce qu'il y a de plus clair : mais le simple coup d'œil est décisif. Un ouvrage tel que le monde, ne se fait jamais de lui-même. Les os, les tendons, les veines, les artères, les nerfs, les muscles qui composent le corps de l'homme, ont plus d'art et de proportion, que toute l'architecture des anciens Grecs et *Ægyptiens*. L'œil du moindre animal surpasse la mécanique de tous les artisans ensemble. Si on trouvait une montre dans les sables d'Afrique, on n'oserait dire sérieusement que le hazard l'aurait formée dans ces lieux déserts : et on n'a point de honte de dire que les corps des animaux, à l'art desquels nulle montre ne peut jamais être comparée sont des caprices du hazard.

## LXXIV.

*Autre objection des Epicuriens, tiré du mouvement éternel des atomes.*

Je n'ignore pas un raisonnement que les Epicuriens peuvent faire. Les atomes, diront-ils, ont un mouvement éternel ; leur concours fortuit doit avoir déjà épuisé, dans cette éternité, des combinaisons infinies. Qui dit l'infini, dit quelque chose qui comprend tout sans exception. Parmi ces combinaisons infinies des atomes qui sont déjà arrivées successivement, il faut nécessairement qu'on y trouve toutes celles qui sont possibles. S'il y en avait une seule de possible, au-delà de celles qui sont contenues dans cet infini, il ne ferait plus un infini véritable : parce qu'on pourrait y ajouter quelque chose ; et que ce qui peut être augmenté, ayant une borne par le côté susceptible d'accroissement, n'est point véritablement infini. Il faut donc que la combinaison des atomes, qui fait le système présent du monde, soit une des combinaisons que les atomes ont eu successivement. Ce principe étant posé, faut-il s'étonner que le monde soit tel qu'il est ? Il a du prendre cette forme précise un peu plutôt, ou un peu



plus tard. il falait bien qu'il parvint, dans quelques-uns de ces changemens infinis, à cette combinaison, qui le rend aujourd'hui si régulier, puisqu'il doit avoir déjà en tour à tour toutes les combinaisons concevables. Dans le total de l'éternité sont renfermés-tous les systèmes. Il n'y en a aucun, que le concours des atomes ne forme, et n'embrasse tôt ou tard. Dans cette variété infinie de nouveaux spectacles de la nature, celui-ci a été formé en son rang. Il a trouvé place à son tour. Nous nous trouvons actuellement dans ce système. Le concours des atomes qui l'a fait, le défera ensuite, pour en faire d'autres à l'infini, de toutes les espèces possibles. Ce système ne pouvait manquer de trouver sa place, puisque tous, sans exception, doivent recouvrir la leur, chacun à son tour. C'est en vain qu'on cherche un art chimérique dans un ouvrage que le hazard a du faire tel qu'il est.

Un exemple achevera d'éclaircir ceci. Je suppose un nombre infini de combinaisons des lettres de l'alphabet, formées successivement par le hazard. Toutes les combinaisons possibles sont sans doute renfermées dans ce total, qui est véritablement infini. Or est-il que l'*Iliade d'Homère* n'est qu'une combinaison de lettres. L'*Iliade d'Homère* est donc ren-

fermée dans ce recueil infini de combinaisons des caractères de l'alphabet. Ce fait étant supposé, un homme qui voudra trouver de l'art dans l'Iliade, raisonnera très mal. Il aura beau admirer l'harmonie des vers, la justesse et la magnificence des expressions, la naïveté des peintures, la proportion des parties du poëme, son unité parfaite, et sa conduite inimitable. Envain il se recriera que le hazard ne peut jamais faire rien de si parfait, et que le dernier effort de l'art humain peut à peine achever un si bel ouvrage. Tout ce raisonnement si spécieux portera visiblement à faux. Il fera certain que le hazard, ou concours fortuit des caractères, les assemblant tour à tour avec une variété infinie, il a fallu que la combinaison précise qui fait l'Iliade, vint à son tour un peu plutôt, ou un peu plus tard. Elle est enfin venue; et l'Iliade entière se trouve parfaite, sans que l'art d'un homme s'en soit mêlé. Voilà l'objection rapportée de bonne-foi, sans l'affaiblir en rien. Je demande au lecteur une attention suivie, pour les réponses que j'y vais faire.

---

## LXXV.

*Réponses à l'objection des Epicuriens, tirée du mouvement éternel des atomes.*

Rien n'est plus absurde que de parler de combinaisons successives des atomes, qui soient infinies en nombre. L'infini ne peut jamais être successif, ni divisible. Donnez-moi un nombre, que vous prétendrez être infini : je pourrai toujours faire deux choses, qui démontreront que ce n'est pas un infini véritable.

1. J'en puis retrancher une unité. Alors il deviendra moindre qu'il n'était, et sera certainement fini ; car tout ce qui est moindre que l'infini, a une borne par l'endroit où l'on s'arrête, et où l'on pourrait aller au delà. Or le nombre, qui est fini dès qu'on en retranche une seule unité, ne pouvait pas être infini avant ce retranchement. Une seule unité est certainement finie. Or un fini joint à un autre fini, ne saurait faire l'infini. Si une seule unité ajoutée à un nombre fini, fait l'infini : il faudrait dire que le fini égalerait presque l'infini ; ce qui est le comble de l'absurdité.

2. Je puis ajouter une unité à ce nombre, et par conséquent l'augmenter. Or ce qui peut être augmenté, n'est point

infini : car l'infini ne peut avoir aucune borne ; et ce qui peut recevoir de l'augmentation, est borné par l'endroit où l'on s'arrête, pouvant aller plus loin, et y ajouter quelque unité. Il est donc évident que nul composé divisible, ne peut être l'infini véritable.

Ce fondement étant posé, tout le roman de la philosophie Epicurienne disparaît en un moment. Il ne peut jamais y avoir aucun corps divisible, qui soit véritablement infini en étendue, ni aucun nombre, ni aucune succession que soit un infini véritable. De là il s'ensuit qu'il ne peut jamais y avoir un nombre successif de combinaisons d'atomes qui soit infini. Si cet infini chimérique était véritable : toutes les combinaisons possibles et concevables d'atomes s'y rencontreraient, j'en conviens ; par conséquent il serait vrai qu'on y trouverait toutes les combinaisons qui semblent demander la plus grande industrie ; ainsi on pourrait attribuer au pur hasard, tout ce que l'art fait de plus merveilleux ; si on voyait des palais d'une parfaite architecture, des meubles, des montres, des horloges, et toutes sortes de machines les plus composées, dans une île déserte, il ne serait plus permis de conclure qu'il y a eu des hommes dans cette île, et qu'ils ont fait tous ces beaux ouvrages ; il

faudrait dire : peut-être qu'une des combinaisons infinies des atomes, que le hazard a faites successivement, a formé tous ces composés dans cette île déserte, sans que l'industrie d'aucun homme s'en soit mêlée ; ce discours ne ferait qu'une conséquence très-bien tirée du principe des Epicuriens. Mais l'absurdité de la conséquence, sert à faire sentir celle du principe qu'ils veulent poser. Quand les hommes, par la droiture naturelle de leur sens commun, concluent que ces sortes d'ouvrages ne peuvent venir du hazard : ils supposent visiblement, quoique d'une manière confuse, que les atomes ne sont point éternels, et qu'ils n'ont point eu dans leur concours fortuit une succession de combinaisons infinies. Car si on supposait ce principe, on ne pourrait plus distinguer jamais les ouvrages de l'art, d'avec ceux de ces combinaisons, qui seraient fortuites comme de coups de dez.

---

## LXXVI.

*Les Epicuriens confondent les ouvrages de l'art avec ceux de la nature.*

Tous les hommes qui supposent naturellement une différence sensible entre les ouvra-

ges de l'art et ceux du hazard, supposent donc, sans l'avoir approfondi, que les combinaisons d'atomes n'ont point été infinies; et leur supposition est juste. Cette succession infinie de combinaisons d'atomes, est, comme je l'ai déjà montré; une chimère plus absurde, que toutes les absurdités qu'on voudrait expliquer par ce faux principe. Aucun nombre, ni successif, ni continu, ne peut être infini: d'où il s'ensuit que les atomes ne peuvent être infinis en nombre; que la succession de leurs divers mouvemens, et de leurs combinaisons, n'a pu être infinie; que le monde n'a pu être éternel; et qu'il faut trouver un commencement précis et fixe de ces combinaisons successives. Il faut trouver un premier individu dans les générations de chaque espèce. Il faut de même trouver la première forme qu'a eu chaque portion de matière, qui fait partie de l'univers. Et comme les changemens successifs de cette matière, n'ont pu avoir qu'un nombre borné, il ne faut admettre dans ces différentes combinaisons, que celles que le hazard produit d'ordinaire: à moins qu'on ne reconnaisse une sagesse supérieure, qui ait fait avec un art parfait les arrangemens que le hazard n'aurait su faire.

---

## LXXVII.

*Les Epicuriens supposent tout ce qu'il leur plaît, sans preuves.*

Les philosophes Epicuriens sont si faibles dans leur système, qu'ils ne peuvent venir à bout de le former, qu'autant qu'on leur donne, sans preuves, tout ce qu'ils demandent de plus fabuleux.. Ils supposent d'abord des atomes éternels: c'est supposer ce qui est en question. Où prennent-ils que les atomes ont toujours été et sont par eux-mêmes? Etre par soi-même, c'est la suprême perfection. De quel droit supposent-ils sans preuves que les atomes ont un être parfait, éternel, immuable dans leur propre fond? Trouvent-ils cette perfection dans l'idée qu'ils ont de chaque atome en particulier? Un atome n'étant pas l'autre, et étant absolument distingué de lui, il faudrait que chacun d'eux portât en soi l'éternité, et l'indépendance à l'égard de tout autre être. Encore une fois, est-ce dans l'idée qu'ils ont de chaque atome, que ces philosophes trouvent cette perfection? Mais donnons-leur là-dessus tout ce qu'ils demanderont, et ce qu'ils ne devraient pas même oser demander. Supposons donc que les ato-

mes sont éternels, existans par eux-mêmes, indépendans de tout autre être, et par conséquent entièrement parfaits.

---

## LXXVIII.

*Les suppositions des Epicuriens sont fausses et chimériques.*

Faudra-t-il supposer encore qu'ils ont par eux-mêmes le mouvement ? Le supposera-t-on à plaisir, pour réaliser un système plus chimérique que les contes des fées ? Consultons l'idée que nous avons d'un corps. Nous le concevons parfaitement, sans supposer qu'il se meuve. Nous nous le représentons en repos, et l'idée n'en est pas moins claire en cet état ; il n'en a pas moins ses parties, sa figure et ses dimensions. C'est en vain qu'on veut supposer que tous les corps sont sans cesse en quelque mouvement sensible, ou insensible ; et que si quelques portions de la matière sont dans un moindre mouvement que les autres, du moins la masse universelle de la matière a toujours dans sa totalité le même mouvement. Parler ainsi, c'est parler en l'air, et vouloir être crû sur tout ce qu'on s'imagine. Où prend-on que la masse de la



matière a toujours dans sa totalité le même mouvement? Qui est-ce qui en a fait l'expérience? Ose-t-on appeller philosophie cette fiction téméraire, qui suppose ce qu'on ne peut jamais vérifier? N'y a-t-il qu'à supposer tout ce qu'on veut, pour éluder les vérités les plus simples, et les plus constantes? De quel droit suppose-t-on que tous les corps se meuvent sans cesse sensiblement ou insensiblement? Quand je vois une pierre qui paraît immobile, comment me prouvera-t-on qu'il n'y a aucun atome dans cette pierre, qui ne se meuve actuellement? Ne me donnera-t-on jamais pour preuves décisives, que des suppositions sans vrai-semblance?

---

## LXXIX.

*Il est faux que le mouvement soit essentiel aux corps.*

Allons encore plus loin. Supposons par un excès de complaisance que tous les corps de la nature se meuvent actuellement. S'ensuit-il que le mouvement soit essentiel à toute portion de matière? D'ailleurs, si tous les corps ne se meuvent pas également; si les uns se meuvent plus sensiblement, et plus for-

tement que les autres ; si le même corps peut se mouvoir tantôt plus, et tantôt moins ; si un corps qui se meut, communique son mouvement au corps voisin qui était en repos, ou dans un mouvement tellement inférieur, qu'il était insensible : il faut avouer qu'une manière d'être, qui tantôt augmente, et tantôt diminue dans les corps, ne leur est pas essentielle. Ce qui est essentiel à un être, est toujours le même en lui. Le mouvement qui varie dans les corps, et qui après avoir augmenté, se ralentit jusqu'à paraître absolument anéanti ; le mouvement qui se perd, qui se communique, qui passe d'un corps dans un autre comme une chose étrangère, ne peut être de l'essence des corps. Je dois donc conclure que les corps sont parfaits dans leur essence, sans qu'on leur attribue aucun mouvement. S'ils ne l'ont point par leur essence, ils ne l'ont que par accident ; s'ils ne l'ont que par accident, il faut remonter à la vraie cause de cet accident. Il faut, ou qu'ils se donnent eux-mêmes le mouvement, ou qu'ils le reçoivent de quelque autre être. Il est évident qu'ils ne se le donnent point eux-mêmes : nul être ne se peut donner ce qu'il n'a pas en soi. Nous voyons même qu'un corps qui est en repos, demeure toujours immobile, si quelque autre corps voi-

fin ne vient l'ébranler. Il est donc vrai que nul corps ne se meut par soi-même, et n'est mu que par quelque autre corps qui lui communique son mouvement. Mais d'où vient qu'un corps en peut mouvoir un autre? D'où vient qu'une boule, qu'on fait rouler sur une table unie, ne peut en aller toucher une autre sans la remuer? Pourquoi n'aurait-il pas pu se faire que le mouvement ne se communiquât jamais d'un corps à un autre? En ce cas une boule mue, s'arrêterait auprès d'une autre en la rencontrant, et ne l'ébranlerait jamais.

---

## LXXX.

*Les règles que les Epicuriens supposent du mouvement, ne le rendent pas pour cela essentiel aux corps.*

On me répondra que les loix du mouvement entre les corps décident que l'un ébranle l'autre. Mais où sont-elles écrites ces loix du mouvement? Qui est-ce qui les a faites, et qui les rend si inviolables? Elles ne sont point de l'essence des corps. Car on peut concevoir les corps en repos; et on conçoit même des corps, dont les uns ne communiqueraient point leur mouvement aux autres,

si ces règles, dont la source est inconnue, ne les y assujettissent. D'où vient cette police, pour ainsi dire, arbitraire pour le mouvement entre tous les corps? D'où viennent ces loix si ingénieuses, si justes, si bien assorties les unes aux autres, et dont la moindre altération renverserait tout à coup tout le bel ordre de l'univers? Un corps étant entièrement distingué de l'autre, il est par le fond de sa nature absolument indépendant de lui en tout: d'où il s'ensuit qu'il ne doit rien recevoir de lui, et qu'il ne doit être susceptible d'aucune de ses impressions. Les modifications d'un corps ne sont point une raison pour modifier de même un autre corps, dont l'être est entièrement indépendant de l'être du premier. C'est envain qu'on allègue que les masses les plus solides et les plus pesantes, entraînent celles qui sont les moins grosses et les moins solides, et que suivant cette règle, une grosse boule de plomb doit ébranler une grosse boule d'ivoire. Nous ne parlons point du fait: nous en cherchons la cause. Le fait est constant: la cause en doit aussi être certaine et précise. Cherchons-la sans aucune prévention, et dans un plein doute sur leur préjugé. D'où vient qu'un gros corps en entraîne un petit? La chose pourrait se faire tout aussi naturellement

d'une autre façon. Il pourrait tout aussi-bien se faire que le corps le plus solide ne pût jamais ébranler aucun autre corps, c'est-à-dire que le mouvement fût incommunicable. Il n'y a que l'habitude qui nous assujettisse à supposer que la nature doit agir ainsi.

---

## LXXXI.

*Pour donner une raison précise du mouvement, il faut nécessairement remonter à un premier moteur.*

De plus, nous avons vu que la matière ne peut être ni infinie, ni éternelle. Il faut donc trouver un premier atome, par où le mouvement aura commencé dans un moment précis, et un premier concours des atomes, qui aura formé une première combinaison. Je demande quel moteur a mu ce premier atome, et a donné ce premier branle à la machine de l'univers. Il n'est pas permis d'éluder une question si précise par un cercle sans fin. Ce cercle dans un tout fini, doit avoir une fin certaine. Il faut trouver le premier atome ébranlé, et le premier moment de cette première motion, avec le premier moteur, dont la main a fait ce premier coup.

## LXXXII.

*Aucune loi du mouvement n'a son fondement dans l'essence du corps ; et la plupart de ces loix ne sont qu'arbitraires.*

Parmi les loix du mouvement il faut regarder comme arbitraires toutes celles dont on ne trouve pas la raison dans l'essence même des corps. Nous avons déjà vu que nul mouvement n'est essentiel à aucun corps. Donc toutes ces loix, qu'on suppose comme éternelles et immuables, sont au contraire arbitraires, accidentelles, et instituées sans nécessité. Car il n'y en a aucune dont on trouve la raison dans l'essence d'aucun corps.

S'il y avait quelque règle du mouvement qui fût essentielle aux corps, ce serait sans doute celle qui fait que les masses moins grandes et moins solides, sont mues par celles qui ont plus de grandeur et de solidité. Or nous avons vu que celle-là même n'a point de raison dans l'essence des corps. Il y en a une autre qui semblerait encore être très-naturelle, C'est celle que les corps se meuvent toujours plutôt en ligne directe, qu'en ligne détournée, à moins qu'ils ne soient contraints dans leur

mouvement par la rencontre d'autres corps. Mais cette règle même n'a aucun fondement réel dans l'essence de la matière. Le mouvement est tellement accidentel, et surajouté à la nature des corps, que cette nature des corps ne nous montre point une règle primitive et immuable, suivant laquelle ils doivent se mouvoir, et encore moins se mouvoir suivant certaines règles. De même que les corps auraient pu ne se mouvoir jamais, ou ne se communiquer jamais de mouvement les uns aux autres: ils auraient pu aussi ne se mouvoir jamais qu'en ligne circulaire; et ce mouvement aurait été aussi naturel que le mouvement en ligne directe. Qui est-ce qui a choisi entre ces deux règles également possibles? Ce que l'essence des corps ne décide point, ne peut avoir été décidé que par celui qui a donné aux corps le mouvement qu'ils n'avoient point par leur essence. D'ailleurs, ce mouvement en ligne directe pourrait être de bas en haut, ou de haut en bas, du côté droit au côté gauche, ou du côté gauche au droit, ou en ligne diagonale. Qui est-ce qui a déterminé le sens dans lequel la ligne droite serait suivie?

---

## LXXXIII.

*Les Epicuriens ne sauraient rien conclure de tout ce qu'ils supposent, quand on le leur accorderait.*

Ne nous laissons point de suivre les Epicuriens dans leurs suppositions les plus fabuleuses. Poussons la fiction jusqu'au dernier excès de complaisance. Mettons le mouvement dans l'essence des corps. Supposons à leur gré que le mouvement en ligne directe est encore de l'essence de tous les atomes. Donnons aux atomes une intelligence et une volonté, comme les poètes en ont donné aux rochers et aux fleuves. Accordons-leur le choix du sens dans lequel ils commenceront leur ligne droite. Quel fruit tireront ces philosophes de tout ce que je leur aurai donné contre toute évidence? Il faudrait 1. que tous les atomes se mûssent de toute éternité; 2. qu'ils se mûssent tous également; 3. qu'ils se mûssent tous en ligne droite; 4. qu'ils le fissent par une règle immuable et essentielle.

Je veux bien encore par grace supposer que ces atomes sont de figures différentes: car je laisse supposer à nos adversaires tout ce qu'ils seraient obligé de prouver, et surquoi



ils n'ont pas même l'ombre d'une preuve. On ne saurait trop donner à des gens qui ne peuvent jamais rien conclure de tout ce qu'on leur donnera. Plus on leur passe d'absurdités : plus ils sont pris par leurs propres principes.

---

## LXXXIV.

*Les atomes ne sauraient faire aucune composition avec le mouvement que leur donnent les Epicuriens.*

Ces atomes de tant de bizarres figures, les uns ronds, les autres crochus, les autres en triangle, etc. sont obligés par leur essence d'aller toujours tout droit, sans pouvoir jamais fléchir ni à droite, ni à gauche. Ils ne peuvent donc jamais s'accrocher, ni faire ensemble aucune composition. Mettez tant qu'il vous plaira les crochets les plus aiguifés auprès d'autres crochets semblables : si chacun d'eux ne se meut jamais qu'en ligne véritablement directe, ils se mouvront éternellement tout auprès les uns des autres, sur des lignes parallèles, sans pouvoir se joindre et s'accrocher. Les deux lignes droites qu'on suppose parallèles, quoi qu'immediatement voisines, ne

se couperont jamais, quand même on les pous-  
ferait à l'infini. Ainsi pendant toute l'éter-  
nité il ne peut résulter aucun accrochement,  
ni par conséquent aucune composition de ce  
mouvement des atomes en ligne directe.

---

## LXXXV.

*Le clinamen ou inflexion des atomes , est une  
chimère qui jette les Epicuriens dans une  
grossière contradiction.*

Les Epicuriens ne pouvant fermer les yeux  
à l'évidence de cet inconvénient, qui sappe le  
fondement de tout leur système, ont encore  
inventé, comme une dernière ressource, ce  
que *Lucrèce* \*) nomme *clinamen*. C'est un  
mouvement qui décline un peu de la ligne  
droite, et qui donne moyen aux atomes de se  
rencontrer. Ainsi ils les tournent suivant leur  
imagination comme il leur plaît, pour parve-  
nir à quelque but. Mais où prennent-ils cet-  
te petite inflexion des atomes, qui vient si à  
propos pour sauver leur système? Si la ligne  
droite pour le mouvement est essentielle aux  
corps: rien ne peut les fléchir, ni par consé-

\*) Ein lateinischer Dichter, der nach Epikurs Grundsätzen  
die Natur der Dinge besungen hat.

quent les joindre pendant toute l'éternité; le *clinamen* viole l'essence de la matière; et ces philosophes se contredisent sans pudeur. Si au contraire la ligne droite pour le mouvement n'est pas essentielle à tous les corps: pourquoi nous allègue-t-on d'un ton si affirmatif des loix éternelles, nécessaires et immuables pour le mouvement des atomes; sans recourir à un premier moteur? et pourquoi élève-t-on tout un système de philosophie sur le fondement d'une fable ridicule? Sans le *clinamen* la ligne droite ne peut jamais rien faire, et le système tombe par terre. Avec le *clinamen*, inventé comme les fables des poètes, la ligne droite est violée, et le système se tourne en dérision.

L'un et l'autre, c'est-à-dire la ligne droite et le *clinamen*, sont des suppositions en l'air, et de purs songes. Mais ces deux songes s'entredétruisent; et voilà à quoi aboutit la licence effrénée que les esprits se donnent de supposer comme vérité éternelle, tout ce que leur imagination leur fournit pour autoriser une fable, pendant qu'ils refusent de reconnaître l'art avec lequel toutes les parties de l'univers ont été formées, et mises en leurs places.

## LXXXVI.

*Etrange absurdité des Epicuriens, qui veulent expliquer l'ame par la déclinaison des atomes.*

Pour dernier prodige d'étonnement il fallait que les Epicuriens osassent expliquer encore par le *clinamen*, qui est lui-même si inexplicable, ce que nous appellons l'ame de l'homme, et son libre arbitre. Ils sont donc réduits à dire que c'est dans ce mouvement, où les atomes sont dans une espèce d'équilibre entre la ligne un peu courbée, que consiste la volonté humaine.

Etrange philosophie ! Les atomes, s'ils ne vont qu'en ligne droite, sont inanimés, incapables de tout degré de connaissance et de volonté : mais les mêmes atomes, s'ils ajoutent à la ligne droite un peu de déclinaison, deviennent tout à coup animés, pensans et raisonnables. Ils sont eux-mêmes des ames intelligentes, qui se connaissent, qui réfléchissent, qui délibèrent, et qui sont libres dans ce qu'elles font. Quelle métamorphose plus absurde ! Que dirait-on de la religion, si elle avait besoin, pour être prouvée, de principes

aussi puérils que ceux de la philosophie qui ose la combattre sérieusement ?

---

## LXXXVII.

*Les Epicuriens s'aveuglent eux-mêmes en voulant expliquer la liberté de l'homme par la déclinaison des atomes.*

Mais remarquons à quel point ces philosophes s'imposent à eux-mêmes. Qu'est ce qu'ils peuvent trouver dans le *clinamen* qui explique avec quelque couleur la liberté de l'homme ! Cette liberté n'est point imaginaire ; et il faudrait douter de tout ce qui nous est le plus intime , et le plus certain , pour douter de notre libre arbitre. Je sens que je suis libre de demeurer assis, quand je me lève pour marcher. Je le sens avec une si pleine certitude , qu'il n'est pas en mon pouvoir d'en douter jamais sérieusement ; et que je me démentirais moi-même , si j'osais dire le contraire. Peut-on pousser plus loin l'évidence de la preuve de la religion ? Il faut douter de notre liberté même , pour pouvoir douter de la divinité.. D'où je conclus qu'on ne faudrait douter de la divinité sérieusement : car personne ne peut entrer en un doute sérieux

sur sa propre liberté. Si au contraire on avoue de bonne foi que les hommes sont véritablement libres, rien n'est plus facile que de montrer que la liberté de la volonté ne peut consister en aucune combinaison des atomes, supposé qu'il n'y ait aucun premier moteur, qui ait donné à la matière des loix arbitraires pour son mouvement. Il faut que le mouvement soit essentiel aux corps, et que toutes les loix du mouvement soient aussi nécessaires que les essences des natures le sont. Tous les mouvemens des corps doivent donc, suivant ce système, se faire par des loix constantes, nécessaires et immuables. La ligne droite doit donc être essentielle à tous les atomes qui ne sont pas détournés par d'autres atomes. La ligne droite doit être essentielle, ou de bas en haut, ou de haut en bas, ou de droite à gauche, ou de gauche à droite, ou de quelque sens de diagonale qui soit précis et immuable. D'ailleurs, il est évident que nul atome ne peut être détourné par un autre. Car cet autre atome porte aussi dans son essence la même détermination invincible et éternelle à suivre la ligne directe dans le même sens. D'où il s'ensuit que tous les atomes d'abord posés sur différentes lignes, doivent parcourir à l'infini ces mêmes lignes pa-

rallèles, sans s'approcher jamais ; et que ceux qui sont dans la même ligne doivent se suivre les uns les autres à l'infini, sans pouvoir s'attraper. Le *clinamen*, comme nous l'avons déjà dit, est manifestement impossible. Mais supposant contre la vérité évidente qu'il soit possible : il faudrait alors dire que le *clinamen* n'est pas moins nécessaire, immuable et essentiel aux atomes que la ligne droite. Dirait-on qu'une loi essentielle et immuable du mouvement local des atomes explique la véritable liberté de l'homme ? Ne voit-on pas que le *clinamen* ne peut pas mieux l'expliquer, que la ligne directe même ? Le *clinamen*, s'il était vrai, serait aussi nécessaire que la ligne perpendiculaire, par laquelle une pierre tombe du haut d'une tour dans la rue. Cette pierre est-elle libre dans sa chute ? La volonté de l'homme, selon le principe du *clinamen*, ne l'est pas davantage. Est-ce ainsi que l'homme ose démentir son propre cœur sur son libre arbitre, de peur de reconnaître son Dieu ? D'un côté dire que la liberté de l'homme est imaginaire, c'est étouffer la voix et le sentiment de toute la nature ; c'est se démentir sans pudeur ; c'est nier ce qu'on porte de plus certain au fond de soi-même ; c'est vouloir réduire un homme à croire qu'il ne peut jamais choisir entre

les deux partis sur lesquels il délibère de bonne foi en toute occasion. Rien n'est plus glorieux à la religion, que de voir qu'il faille tomber dans des excès si monstrueux, dès qu'on veut révoquer en doute ce qu'elle enseigne. D'un autre côté, avouer que l'homme est véritablement libre, c'est reconnaître en lui un principe qui ne peut jamais être expliqué sérieusement par les combinaisons d'atomes, et par les loix du mouvement local, qu'on doit supposer toutes également nécessaires, et essentielles à la matière, dès qu'on nie le premier moteur. Il faut donc sortir de toute l'enceinte de la matière, et chercher loin des atomes combinés quelque principe incorporel, pour expliquer le libre arbitre, dès qu'on l'admet de bonne foi. Tout ce qui est matière et atome, ne se meut que par des loix nécessaires, immuables et invincibles. La liberté ne peut donc se trouver, ni dans les corps, ni dans aucun mouvement local. Il faut donc la chercher dans quelque être incorporel. Cet être incorporel, qui doit se trouver en moi uni à mon corps, quelle main l'a attaché et assujetti aux organes de cette machine corporelle? Où est l'ouvrier qui lie des natures si différentes? Ne faut-il pas une puissance supérieure aux corps et aux esprits, pour les



tenir dans cette union avec un empire si absolu ? Deux atomes crochus , dit un Epicurien , s'accrochent ensemble. Tout cela est faux selon son système : car j'ai prouvé que ces deux atomes crochus ne s'accrochent jamais , faute de se rencontrer. Mais enfin après avoir supposé que deux atomes crochus s'unissent en s'accrochant , il faudra que l'Epicurien avoue que l'être pensant , qui est libre dans ses opérations , et qui par conséquent n'est point un amas d'atomes , toujours mûs par de loix nécessaires , est incorporel , et qu'il n'a pû s'accrocher par sa figure au corps qu'il anime. Ainsi l'Epicurien , de quelque côté qu'il se tourne , renverse de ses propres mains son système. Mais gardons-nous bien de vouloir confondre les hommes qui se trompent , puisque nous sommes hommes comme eux , et aussi capables de nous tromper. Plaignons-les ; ne songeons qu'à les éclairer avec patience , qu'à les édifier , qu'à prier pour eux , et qu'à conclure en faveur d'une vérité évidente.

---

## LXXXVIII.

*Il faut nécessairement reconnaître la main d'une première cause dans l'univers, sans s'arrêter à rechercher pourquoi cette première cause y a laissé des défauts.*

Tout porte donc la marque divine dans l'univers; les cieux, la terre, les plantes, les animaux, et les hommes plus que tout le reste. Tout nous montre un dessein suivi, un enchaînement de causes subalternes conduites avec ordre par une cause supérieure.

Il n'est point question de critiquer ce grand ouvrage. Les défauts qu'on y trouve, viennent de la volonté libre et déréglée de l'homme, qui les produit par son dérèglement: ou de celle de Dieu, toujours sainte et toujours juste, qui veut tantôt punir les hommes infidèles, et tantôt exercer par les méchants les bons qu'il veut perfectionner. Souvent même ce qui paraît défaut à notre esprit borné, dans un endroit séparé de l'ouvrage, est un ornement par rapport au dessein général, que nous ne sommes pas capables de regarder avec des vues assez étendues et assez simples, pour connaître la perfection du tout. N'arrive-t-il

pas tous les jours qu'on blâme témérairement certains morceaux des ouvrages des hommes, faute d'avoir assez pénétré toute l'étendue de leurs desseins? C'est ce qu'on éprouve tous les jours pour les ouvrages des peintres et des architectes. Si des caractères d'écriture étaient d'une grandeur immense, chaque caractère regardé de près occuperait toute la vue d'un homme: il ne pourrait en appercevoir qu'un seul à la fois, et il ne pourrait lire, c'est-à-dire assembler les lettres, et découvrir le sens de tous ces caractères rassemblés. Il en est de même des grands traits que la providence forme dans la conduite du monde entier pendant la longue suite des siècles. Il n'y a que le tout qui soit intelligible, et le tout est trop vaste pour être pu de près. Chaque événement est comme un caractère particulier qui est trop grand pour la petitesse de nos organes, et qui ne signifie rien s'il est séparé des autres. Quand nous verrons en Dieu à la fin des siècles, dans son vrai point de vue, le total des évènements du genre humain, depuis le premier jusqu'au dernier jour de l'univers, et leurs proportions, par rapport aux desseins de Dieu, nous nous écrirons: Seigneur, il n'y a que vous de juste et de sage. On ne juge des ouvrages des hommes qu'en exami-

nant le total. Chaque partie ne doit point avoir toute perfection : mais seulement celle qui lui convient dans l'ordre, et dans la proportion des différentes parties qui composent le tout. Dans un corps humain il ne faut pas que tous les membres soient des yeux : il faut aussi des pieds et des mains. Dans l'univers il faut un soleil pour le jour : mais il faut aussi une lune pour la nuit. C'est ainsi qu'il faut juger de chaque partie par rapport au tout. Toute autre vue est courte et trompeuse. Mais qu'est-ce que les faibles desseins des hommes, si on les compare avec celui de la création et du gouvernement de l'univers ? Autant que le ciel est élevé au dessus de la terre : autant, dit Dieu dans les écritures, mes voies et mes pensées sont-elles élevées au dessus des vôtres. Que l'homme admire donc ce qu'il entend, et qu'il se taise sur ce qu'il n'entend pas. Mais après tout, les vrais défauts même de cet ouvrage, ne sont que des imperfections que Dieu y a laissées, pour nous avertir qu'il l'avait tiré du néant. Il n'y a rien dans l'univers qui ne porte et qui ne doive porter également ces deux caractères si opposés ; d'un côté le sceau de l'ouvrier sur son ouvrage, de l'autre côté la marque du néant d'où il est tiré, et où il peut retomber

à toute heure. C'est un mélange incompréhensible de bassesse et de grandeur ; de fragilité dans la matière, et d'art dans la façon. La main de Dieu éclate par tout, jusques dans un ver de terre. Le néant se fait sentir par tout, jusques dans les plus vastes et les plus sublimes génies. Tout ce qui n'est point Dieu, ne peut avoir qu'une perfection bornée, et ce qui n'a qu'une perfection bornée, demeure toujours imparfait, par l'endroit où la borne se fait sentir, et avertit que l'on y pourrait encore beaucoup ajouter. La créature serait le créateur même, s'il ne lui manquait rien : car elle aurait la plénitude de la perfection, qui est la divinité même. Dès qu'elle ne peut être infinie, il faut qu'elle soit bornée en perfection, c'est-à-dire imparfaite par quelque côté. Elle peut avoir plus ou moins d'imperfection : mais enfin il faut toujours qu'elle soit imparfaite. Il faut qu'on puisse toujours marquer l'endroit précis où elle manque ; et que la critique puisse dire : voilà ce qu'elle pouvait encore avoir, et ce qu'elle n'a pas.

---

## LXXXIX.

*Comparaison des défauts d'un tableau, avec les défauts de l'univers.*

Concluons - nous qu'un ouvrage de peinture est fait par le hasard, quand on y remarque des ombres, ou même quelque négligence de pinceau ? Le peintre, dit - on, aurait pu finir davantage ces carnations, ces draperies, ces lointains. Il est vrai que ce tableau n'est point parfait selon les règles. Mais quelle folie serait-ce de dire : ce tableau n'est point absolument parfait ; donc ce n'est qu'un amas de couleurs formé par le hasard, et la main d'aucun peintre n'y a travaillé ? Ce qu'on rougirait de dire d'un tableau mal fait, et presque sans art : on n'a pas de honte de le dire de l'univers, où éclate une foule de merveilles incompréhensibles, avec tant d'ordre et de proportion. Qu'on étudie le monde tant qu'on voudra ; qu'on descende au dernier détail ; qu'on fasse l'anatomie du plus vil animal ; qu'on regarde de près le moindre grain de blé semé dans la terre, et la manière dont ce germe se multiplie ; qu'on observe attentivement les précautions avec lesquelles un bouton de rose s'épanouit au soleil, et se referme vers la nuit :

on y trouvera plus de dessein, de conduite et d'industrie, que dans tous les ouvrages de l'art. Ce que l'on appelle même l'art des hommes, n'est qu'une faible imitation du grand art qu'on nomme les loix de la nature, et que les impies n'ont pas eu honte d'appeller le hazard aveugle. Faut-il donc s'étonner si les poètes ont animé tout l'univers, s'ils ont donné des aîles aux vents, et des flèches au soleil; s'ils ont peint les fleuves qui se hâtent de se précipiter dans la mer, et les arbres qui montent vers le ciel, pour vaincre les rayons du soleil par l'épaisseur de leurs ombrages? Ces figures ont passé même dans le langage vulgaire. Tant il est naturel aux hommes de sentir l'art dont toute la nature est pleine. La poésie n'a fait qu'attribuer aux créatures inanimées le dessein du créateur, qui fait tout en elles. Du langage figuré des poètes ces idées ont passé dans la théologie des payens, dont les théologiens furent les poètes. Ils ont supposé un art, une puissance, une sagesse, qu'ils ont nommé *numen*, dans les créatures mêmes les plus privées d'intelligence. Chez eux les fleuves ont été des dieux, et les fontaines des *Nayades*. Les bois, les montagnes ont eu leurs divinités particulières. Les fleurs ont eu *Flore*, et les fruits *Pomone*. Plus on

contemple sans prévention toute la nature : plus on y découvre partout un fond inépuisable de sagesse, qui est comme l'ame de l'univers.

---

## XC.

*Il faut nécessairement conclure qu'il y a  
un premier être qui a formé  
l'univers.*

Que s'ensuit-il de là? La conclusion vient d'elle-même. S'il faut tant de sagesse et de pénétration, dit *Minutius Felix* \*), même pour remarquer l'ordre, et le dessein merveilleux de la structure du monde : combien à plus forte raison en a-t-il fallu pour le former? Si on admire tant les philosophes, parcequ'ils découvrent une petite partie des secrets de cette sagesse qui a tout fait : il faut être bien aveugle, pour ne pas l'admirer elle-même.

---

\*) Ein lateinischer Schriftsteller aus den ersten Zeiten des Christenthums, der zur Vertheidigung der christlichen Religion geschrieben hat.



## XCI.

*Raisons pour lesquelles les hommes ne reconnaissent pas Dieu dans l'univers, où il se présente à eux comme dans un miroir fidèle.*

Voilà le grand objet du monde entier, où Dieu, comme dans un miroir, se présente au genre humain. Mais les uns (je parle des philosophes) se sont évanouis dans leurs pensées; tout s'est tourné par eux en vanité. A force de raisonner subtilement, plusieurs d'entre eux ont perdu même une vérité qu'on trouve naturellement et simplement en soi, sans avoir besoin de philosophie.

Les autres enivrés par leurs passions, vivent toujours distraits. Pour appercevoir Dieu dans ses ouvrages, il faut au moins y être attentif. Les passions aveuglent à un tel point non seulement les peuples sauvages, mais encore les nations qui semblent les mieux policées, qu'elles ne voient pas la lumière même qui les éclaire. A cet égard les Egyptiens, les Grecs et les Romains n'ont pas été moins aveuglés et moins ébrutis, que les sauvages les plus grossiers. Ils se sont ensevelis comme eux dans les choses sensibles, sans remonter

plus haut ; et ils n'ont cultivé leur esprit, que pour se flater par de plus donces sensations, sans vouloir remarquer de quelle source elles venaient. Ainsi vivent les hommes sur la terre. Ne leur dites rien : ils ne pensent à rien, excepté à ce qui flate leurs passions grossières, ou leur vanité. Leurs âmes s'appesantissent tellement, qu'ils ne peuvent plus s'élever à aucun objet incorporel. Tout ce qui n'est point palpable, et qui ne peut être ni vu, ni goûté, ni entendu, ni senti, ni compté, leur semble chimérique. Cette faiblesse de l'âme se tournant en incrédulité, leur paraît une force ; et leur vanité s'applaudit de résister à ce qui frappe naturellement le reste des hommes. C'est comme si un monstre se glorifiait de n'être pas formé selon les règles communes de la nature ; ou comme si un aveugle né triomphait de ce qu'il serait incrédule pour la lumière, et pour les couleurs, que le reste des hommes apperçoit.

---

## XCII.

*Prière à Dieu.*

O mon Dieu ! si tant d'hommes ne vous découvrent point dans ce beau spectacle, que

vous leur donnez de la nature entière : ce n'est pas que vous soyex loin de chacun de nous. Chacun de nous vous touche comme avec la main : mais les sens, et les passions qu'ils excitent, emportent toute l'application de l'esprit. Ainsi, Seigneur, votre lumière luit dans les ténèbres et les ténèbres sont si épaisses, qu'elles ne la comprennent pas. Vous vous montrez partout : et partout les hommes distraits négligent de vous appercevoir. Toute la nature parle de vous, et retentit de votre saint nom, mais elle parle à des sourds, dont la surdité vient de ce qu'ils s'étourdissent toujours eux-mêmes. Vous êtes auprès d'eux, et au dedans d'eux : mais ils sont fugitifs, et errans hors d'eux-mêmes. Ils vous trouveraient, o douce lumière, o éternelle beauté, toujours ancienne, et toujours nouvelle, o fontaine des chastes délices, o vie pure et bienheureuse de tous ceux qui vivent véritablement, s'ils vous cherchaient au dedans d'eux-mêmes. Mais les impies ne vous perdent qu'en se perdant. Hélas ! vos dons, qui leur montrent la main d'où ils viennent, les amusent jusqu'à les empêcher de la voir. Ils vivent de vous : et ils vivent sans penser à vous ; ou plutôt ils meurent auprès de la vie, faute de s'en nourrir. Car quelle mort n'est-ce point de vous igno-

rer ? Ils s'endorment dans votre sein tendre et paternel ; et pleins des songes trompeurs qui les agitent pendant leur sommeil, ils ne sentent pas la main puissante qui les porte. Si vous étiez un corps stérile, impuissant et inanimé, tel qu'une fleur qui se flétrit, une rivière qui coule, une maison qui va tomber en ruine, un tableau qui n'est qu'un amas de couleurs, pour frapper l'imitation, ou un métal inutile qui n'a qu'un peu d'éclat : ils vous appercevraient, et vous attribueraient follement la puissance de leur donner quelque plaisir, quoiqu'en effet le plaisir ne puisse venir des choses inanimées, qui ne l'ont pas et que vous en foyez l'unique source. Si vous n'étiez donc qu'un être grossier, fragile et inanimé, qu'une masse sans vertu ; qu'une ombre de l'être : votre nature vaine occuperait leur vanité ; vous seriez un objet proportionné à leurs pensées basses et brutales. Mais parce que vous êtes trop au dedans d'eux-mêmes, où ils ne rentrent jamais : vous leur êtes un Dieu caché. Car ce fond intime d'eux-mêmes, est le lieu le plus éloigné de leur vue, dans l'égarement où ils sont. L'ordre et la beauté que vous répandez sur la face de vos créatures, sont comme un voile qui vous dérobe à leurs yeux malades. Quoi donc, la

lumière qui devrait les éclairer, les aveugle ; et les rayons du soleil même empêchent qu'ils ne l'apperçoivent ! Enfin parceque vous êtes une vérité trop haute et trop pure, pour passer par les sens grossiers, les hommes rendus semblables aux bêtes, ne peuvent vous concevoir : comme si l'homme ne connaissait pas tous les jours la sagesse et la vertu, dont aucun de ses sens néanmoins ne peut lui rendre témoignage ; car elles n'ont ni son, ni couleur, ni odeur, ni goût, ni figure, ni aucune qualité sensible. Pourquoi donc, o mon Dieu, douter plutôt de vous, que de ces autres choses très-réelles, et très-manifestes, dont on suppose la vérité certaine, dans toutes les affaires les plus sérieuses de la vie, et lesquelles, aussi-bien que vous, échappent à nos faibles sens ? O misère ! o nuit affreuse, qui enveloppe les enfans d'*Adam* ! o monstrueuse stupidité ! o renversement de tout l'homme ! L'homme n'a des yeux que pour voir des ombres ; et la vérité lui paraît un fantôme. Ce qui n'est rien, est tout pour lui : ce qui est tout, ne lui semble rien. Que vois-je dans toute la nature ? Dieu ! Dieu par tout, et encore Dieu seul. Quand je pense, Seigneur, que tout l'être est en vous, vous épuisez, et vous engloutissez, o abîme de vérité, toute ma pensée. Je ne sai ce que je deviens. Tout ce qui n'est point vous, disparaît ; et à peine me reste-t-il de quoi me trouver encore moi-même.

me. Qui ne vous voit point, n'a rien vu ; qui ne vous goûte point, n'a jamais rien senti. Il est comme s'il n'était pas. Sa vie entière n'est qu'un songe. Levez-vous, Seigneur, levez-vous. Qu'à votre face vos ennemis se fondent comme la cire, et s'épanouissent comme la fumée. Malheur à l'âme impie, qui loin de vous est sans Dieu, sans espérance, sans éternelle consolation ! Déjà hûreuse celle qui vous cherche, qui soupire, et qui a soif de vous ! Mais pleinement hûreuse celle sur qui réjaillit la lumière de votre face, dont votre main a essuyé les larmes, et dont votre amour a déjà comblé les désirs ! Quand sera-ce, Seigneur ? O beau Jour sans nuage et sans fin, donc vous serez vous-même le soleil, et où vous coulerez au travers de mon cœur comme un torrent de volupté ! A cette douce espérance mes os tressaillent et s'écrient : qui est semblable à vous ? Mon cœur se fond, et ma chair tombe en défaillance, o Dieu de mon cœur, et mon éternelle portion !

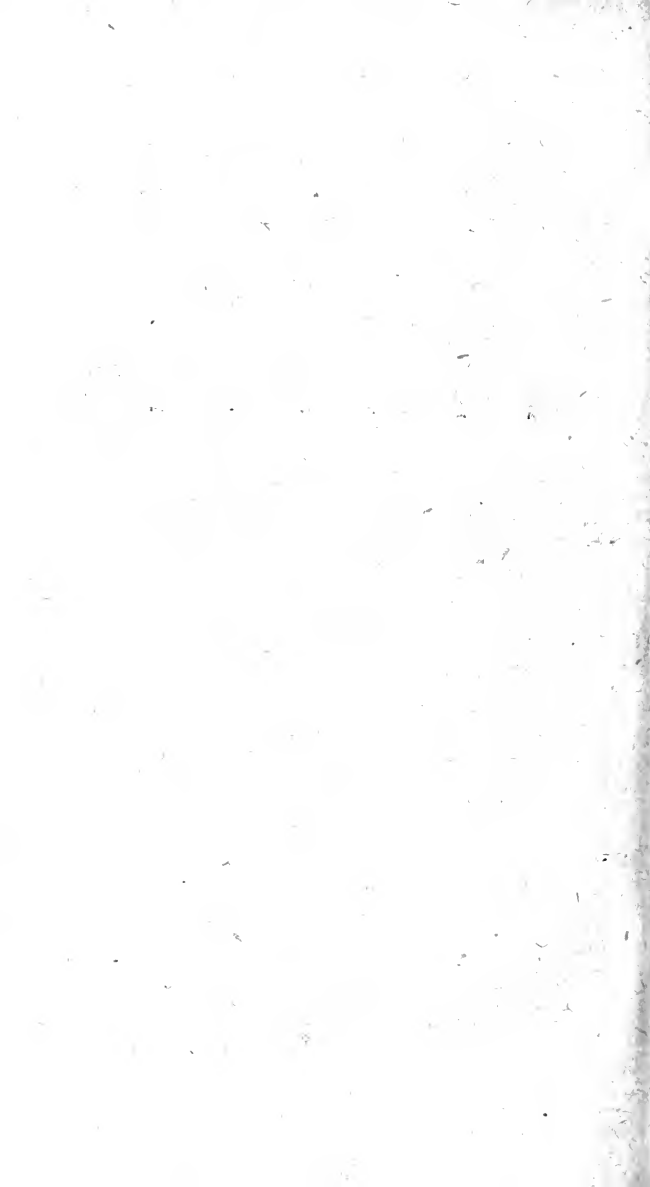
---

A B R E G É

DES

VIES DES ANCIENS PHILOSOPHES.

---





---

## Thalès.

Né la première année de la 35 Olympiade \*); mort à la 57, âgé de 92 ans.

**T**halès Milefien, originaire de Phénicie, descendit de *Cadmus* \*\*) fils d'*Agénor*. L'indignation que ses parens avaient contre les tyrans qui opprimaient les gens de bien, les obligea à quitter leur pays; ils vinrent s'établir à Milet ville d'Jonie, où Thalès naquit. C'est lui qui a mérité le premier le glorieux titre de *sage*, et qui a été l'auteur de la phi-

### I 3

\*) Die olympischen Spiele wurden alle vier Jahre gefeiert. Der Zeitraum zwischen zwei solchen Festen hieß eine Olympiade. Nach diesen Olympiaden zählten die Griechen ihre Jahre, und fingen von der ersten an; wie wir von Christi Geburt. Das erste Jahr der achten Olympiade ist das 776. Jahr vor Christi Geburt. Also ward Thales 640 vor Christi Geburt geboren..

\*\*) Der 1455 Jahre vor Christi Geburt Theben in Böotien erbaute und die Schreibekunst aus Phönicien nach Griechenland brachte. Sein Vater *Agénor* war ein Phöniciſcher König.

lophilosophie qu'on a appelée *Jonique*, du nom du païs où il avait pris naissance

Il passa quelque tems dans la magistrature ; et après en avoir exercé avec éclat les principaux emplois, le désir de connaître les secrets de la nature lui fit quitter l'embarras des affaires publiques. Il s'en alla en Egypte, où les sciences florissaient pour lors : il employa plusieurs années à converser avec les prêtres qui étaient les docteurs du païs ; il s'instruisit des mystères de leur religion et s'appliqua particulièrement à la géométrie et à l'astronomie. Il ne s'attacha à aucun maître, et hors le commerce qu'il eut avec les prêtres Egyptiens pendant ce voyage, il ne dut qu'à ses expériences et à ses profondes méditations les belles connaissances dont il a enrichi la philosophie.

Thalès avait l'esprit élevé, parlait peu et réfléchissait beaucoup ; il négligeait son intérêt particulier et était fort zélé pour celui de la republique.

*Juvenal* \*) parlant des gens qui croyaient que la vengeance était un bien plus désirable que la vie même, dit, que ces sentimens-là sont

\*) Ein lateinischer Satirendichter, der im Jahr Christi 119 starb.

fort éloignez de ceux de *Chrysispe* \*) et de la douceur de *Thalès*.

Quand *Thalès* fut de retour à *Milet* il vécut dans une grande solitude, et ne songea plus qu'à contempler les choses célestes. L'amour de la sagesse lui fit préférer la douceur du célibat aux soins qui accompagnent le mariage. Il n'était encore agé que de vingt-trois ans lorsque *Cleobuline* sa mere le pressa d'accepter un parti avantageux qui se présentait. Quand on est jeune, dit *Thalès*, il n'est pas tems de se marier ; quand on est vieux, il est trop tard, et un homme entre ces deux ages ne doit pas avoir assez de loisir pour se choisir une femme.

Un jour des étrangers de *Milet* passant par l'île de *Có* \*\*), acheterent de quelques pêcheurs ce qu'ils allaient tirer du coup de filet qu'ils venaient de jeter dans la mer. Ces pêcheurs tirèrent un trépied d'or massif qu'on dit qu'*Helene* \*\*\* ) revenant de *Troye* avait jetté autrefois dans cet endroit à cause d'un ancien oracle dont elle s'était souvenue. Cela

I 4

\*) Ein berühmter stoischer Philosoph.

\*\*) *Cos*, unweit *Milet*, an der asiatischen Küste.

\*\*\* ) Die griechische Königin, um deren willen der Trojatische Krieg geführt ward.

fit d'abord de la contestation entre les pêcheurs et les étrangers, à qui aurait le trépied. Ensuite les villes s'y intéressèrent et prirent parti chacune pour ses gens. On était prêt à passer à une guerre ouverte, lorsqu'on s'accorda de part et d'autre de s'en tenir aux décisions de l'oracle. On envoya à *Delphes* \*); l'oracle fit réponse, qu'il fallait donner le trépied au premier des sages. On alla aussi-tôt le porter à *Thalès*, qui le renvoya à *Bias* \*\*). *Bias* par modestie le remit à un autre, et cet autre à quelque autre qui le renvoya à *Solon* \*\*\*). *Solon* dit qu'il n'y avait rien de plus sage qu'un dieu; il fit porter le trépied à *Delphes*, et le consacra à *Apollon*.

Quelques jeunes gens de *Milet* reprochèrent un jour à *Thalès* que sa science était fort stérile, puisqu'elle le laissait dans l'indigence. *Thalès* voulut leur faire connaître que si les sages n'amaïaient pas de grands biens, c'était par un pur mépris pour les richesses, et qu'il leur était facile d'acquérir les choses dont ils ne faisaient aucun cas.

\*) Wo das berühmteste Orakel in Griechenland war.

\*\*) Der, wie *Thales*, unter die weisesten Männer damaliger Zeit, deren man sieben zählte, gerechnet ward.

\*\*\*) Auch einem von jenen sieben Weisen.

Il prévint, à ce qu'on dit, par ses observations astronomiques que l'année serait très fertile. Il acheta avant la saison tous les fruits des oliviers qui étaient autour de Milet. La récolte fut fort abondante. Thalès en tira un profit considérable : mais comme il était tout-à-fait désintéressé, il fit assembler les marchands de Milet et leur distribua tout ce qu'il avait gagné.

Thalès avait accoutumé de remercier les dieux de trois choses : d'être né raisonnable ; plutôt que bête ; homme plutôt que femme ; grec plutôt que barbare.

Il croyait que le monde avait été disposé de la manière que nous le voyons par une intelligence qui n'avait point de commencement et qui n'aurait jamais de fin.

C'est le premier des grecs qui ait enseigné que les âmes étaient immortelles.

Un homme vint un jour lui demander, si nous pouvions cacher nos actions aux dieux. Nos pensées même les plus secrètes, répondit-il, ne sauraient jamais leur être inconnues.

Il disait que la chose du monde la plus grande était le lieu, parcequ'il renfermait tous les êtres ; que la plus forte était la nécessité, parce qu'elle venait à bout de tout ; que la plus prompte était l'esprit, puisqu'en un instant

il parcourait tout l'univers ; que la plus sage était le tems , puisqu'il découvrait les choses les plus cachées ; mais que la plus aimable était de faire sa volonté.

Il répétait souvent que de parler beaucoup n'était pas une marque d'esprit ;

qu'on devait se souvenir également de ses amis présens ou absens ;

qu'il fallait assister son pere et sa mere , pour mériter d'être assisté de ses enfans ;

qu'il n'y avait rien de si rude que de voir vieillir un tiran ;

que ce qui nous peut consoler dans notre mauvaise fortune , c'est d'apprendre que ceux qui nous tourmentent , sont aussi malheureux que nous ;

qu'il ne fallait point faire ce qu'on reprenait dans les autres ;

que le véritable bonheur consistait à jouir d'une santé parfaite , à avoir un bien raisonnable , et à ne pas passer sa vie dans la mollesse et dans l'ignorance.

Il croyait qu'il n'y avait rien de si difficile que de se connaître soi-même ; c'est ce qui lui fit inventer cette belle maxime , qui fut depuis gravée sur une lame d'or , et consacrée dans le temple d'Apollon : *Connais-toi toi-même.*

Il tenait que la vie et la mort ne différaient en rien, et quand on lui demandait pourquoi il ne se faisait pas mourir, c'est, répondoit-il, parce que vivre ou être mort étant la même chose, rien ne peut déterminer à prendre un parti plutôt que l'autre.

Il se divertissait quelquefois à la poésie. On dit que c'est lui qui a inventé la mesure des vers hexamètres \*).

Un homme justement accusé d'adultère vint un jour lui demander s'il lui était permis de se justifier par serment. Thalès lui répondit en se moquant : Le parjure est-il un crime moins grand que l'adultère.

*Mandrete de Priene* \*\*) qui avait été son disciple, le vint voir à Milet et lui dit : Quelle récompense voulez-vous que je vous donne, o Thalès, pour vous témoigner combien j'ai de reconnaissance de tous les beaux préceptes dont je vous suis redevable ? Quand l'occasion vous donnera lieu d'enseigner les autres, répondit Thalès, faites leur connaître que c'est moi qui suis l'auteur de cette doctrine. Ce

I 6

\*) In welcher Versart aber Homer schon vierhundert Jahr früher gedichtet hatte.

\*\*) Eine Stadt in Jonien.

fera pour vous modestie louable, et pour moi une récompense très précieuse.

Thalès a été le premier de tous les Grecs qui se soit appliqué à la Physique et à l'Astronomie. Il croyait que l'eau était le premier principe de toutes choses; que la terre n'était qu'une eau condensée, l'air une eau rarifiée; que toutes choses se changeaient perpétuellement les unes dans les autres; mais qu'en dernier lieu tout se résolvait en eau; que l'univers était animé et rempli d'êtres invisibles qui voltigeaient sans cesse de côté et d'autre; que la terre était au milieu du monde; qu'elle se mouvait autour de son propre centre, qui était le même que celui de l'univers; et que les eaux de la mer surquoï elle était posée, lui donnaient un certain branle qui était la cause de son mouvement.

Les effets merveilleux de l'aiman et de l'ambre, et la simpatie entre les choses de même nature lui ont fait croire qu'il n'y avait rien dans le monde qui ne fut animé.

Il croyait que la cause de l'inondation du Nil venait de ce que les vents Etesiens qui soufflaient du septentrion au midi, retardaient les eaux du fleuve qui coulent du midi vers le septentrion, et les contraignaient à se déborder dans la campagne.



C'est lui qui a prédit le premier les éclipses du soleil et de la lune, et qui a fait des observations sur les différens mouvemens de ces deux astres. Il croyait que le soleil était un corps lumineux de lui-même, dont la masse était cent vingt fois plus considérable que celle de la lune; que la lune était un corps opaque qui n'était capable de réfléchir la lumière du soleil que par une seule moitié de sa surface; que sur cette supposition il rendait raison des différentes figures sous lesquelles la lune nous paraît.

C'est lui qui a recherché le premier l'origine des vents, la matière des foudres, la cause des éclairs et du tonnerre.

Personne avant lui n'avait connu la manière de mesurer les hauteurs des tours et des pyramides par leur ombre méridionale, lorsque le soleil est dans l'équinoxe.

Il fixa l'année à trois cent soixante cinq jours; il régla l'ordre des saisons, et borna chaque mois à trente jours. A la fin de chaque douzaine de mois il ajoutait cinq jours pour achever le cours de l'année. C'était une méthode qu'il avait prise des Egyptiens.

C'est lui qui a donné la connaissance de la petite ourse dont les Phéniciens se servaient pour régler leur navigation.

Un jour comme il sortait de son logis pour aller contempler les astres, il se laissa tomber dans un fossé. Une vieille servante de sa maison courut aussi-tôt à lui, et après l'avoir retiré lui dit en se moquant: Quoi, Thalès, vous croyez pouvoir découvrir ce qui se passe dans les cieux et vous ne voyez pas seulement ce qui est à vos piés.

Thalès fut pendant toute sa vie dans une considération très distinguée; on le consultait sur les affaires les plus importantes. Crésus après avoir entrepris la guerre contre les Perses, s'avança à la tête d'une grosse armée jusques sur les bords du fleuve Halis; il se trouvait fort embarrassé pour passer; il n'avait ni pont, ni bateaux, et le fleuve n'était point guéable. Thalès qui se rencontra pour lors dans son camp, lui assura qu'il lui donnerait le moyen de faire traverser ce fleuve à son armée sans pont et sans bateaux. Il fit aussitôt travailler à un grand fossé en forme de craissant, qui commençait à une extrémité du camp et finissait à l'autre. Ce fleuve se divisa par ce moyen en deux bras qui étaient guéables l'un et l'autre, et toute l'armée passa sans difficulté. Thalès ne voulut jamais souffrir que dans cette occasion les Mèsiens fissent alliance avec Crésus qui les recherchait avec

beaucoup d'empressement. Cette prudence fut cause de la conservation de sa patrie; car Cyrus victorieux des Lydiens, sacagea toutes les villes qui étaient entrées en confédération avec eux, et épargna ceux de Milet qui n'avaient point voulu prendre de parti contre lui.

Thalès étant fort vieux se fit porter un jour sur une terrasse, pour y voir à son aise les combats de l'amphithéâtre. La chaleur excessive lui causa une altération si violente, qu'il mourut subitement dans le lieu même d'où il regardait les combats. C'était dans la 58 Olympiade et la 92 année de son âge. Ceux de Milet lui firent de magnifiques funérailles.

---

## S o l o n.

*Naquit la troisième année de la 35 Olympiade; fut préteur à Athènes la troisième année de la 45, et mourut au commencement de la 55 âgé de 78 ans.*

**S**olon originaire d'Athènes, naquit à Salamine en la 35 Olympiade. *Exceffide* son pere descendait du roi *Codrus*, et sa mere était cousine germaine de la mere de Pisistrate. Il employa une partie de sa jeunesse à voyager en Egypte, qui était pour lors le théâtre de tous

les gens favans. Après s'être instruit de la forme du gouvernement, et de tout ce qui regardait les loix et les coutumes du païs, il s'en revint à Athènes, où son rare mérite et sa naissance distinguée lui firent obtenir les emplois les plus considérables.

Solon était un homme d'une grande sagesse, mêlé de beaucoup de vigueur, de fermeté et de sincérité. Il était excellent orateur, poète, législateur et bon homme de guerre. Il fut pendant toute sa vie fort zélé pour la liberté de sa patrie, grand ennemi des tyrans et peu empressé pour l'aggrandissement de sa famille. Il ne s'attacha jamais à aucun maître, non plus que Thalès. Il négligea la connaissance des causes de la nature pour s'appliquer entièrement à la morale et à la politique. C'est lui qui est l'auteur de cette belle maxime : *Il faut garder la médiocrité en toutes choses.*

Un jour Solon était à Milet où la grande réputation de Thalès l'avait obligé de faire un voyage. Après s'être entretenu quelque tems avec ce philosophe, il lui dit : Je m'étonne, o Thalès, que vous n'ayez jamais voulu vous marier, vous auriez des enfans que vous prendriez plaisir à élever. Thalès ne répondit rien sur le champ. Quelques jours après il apporta un certain homme qui feignit d'être

étranger, et qui vint leur rendre visite. Cet homme dit qu'il arrivait d'Athènes tout nouvellement. Hé bien, lui dit Solon, qu'y a-t-il de nouveau? Rien que je sache, répondit l'étranger, sinon qu'on portait en terre un jeune Athénien dont toute la ville accompagnait la pompe funebre, parcequ'il était d'une condition distinguée et fils d'un homme fort estimé de tout le peuple. Cet homme-là, ajouta l'étranger, est hors d'Athènes il y a quelque tems; ses amis ont résolu de lui ménager cette nouvelle, pour empêcher que le chagrin ne le fasse mourir. O pauvre pere malheureux, s'écria Solon, et comment l'appellait-on? Je l'ai bien entendu nommer, répondit l'étranger, mais il ne m'en souvient pas; je fais bien que tout le monde disait que c'était un homme d'une grande sagesse. Solon dont l'inquiétude augmentait à tous momens, parut tout troublé; il ne put s'empêcher de demander si ce n'était point Solon. L'étranger répondit brusquement: Oui, c'est celui-là. Solon fut touché d'un ressentiment si vif et si cuisant, qu'il commença à déchirer ses habits, s'arracher les cheveux, et à se battre la tête; enfin il ne s'abstint d'aucune des choses qu'ont accoutumé de faire et de dire tous ceux qui sont outrez de douleur.

Pourquoi tant pleurer et se tourmenter, lui dit Thalès, pour une perte qui ne peut être réparée par toutes les larmes du monde? Ah! répondit Solon, c'est cela même qui me fait pleurer; je plains un mal qui n'a point de remède. A la fin Thalès se prit à rire de toutes les différentes postures que faisait Solon. O Solon, mon ami, lui dit-il. voilà ce qui m'a fait craindre le mariage; j'en redoutais le joug, et je connais par la douleur du plus sage des hommes, que le cœur le plus ferme ne peut soutenir les afflictions qui naissent de l'amour et du soin des enfans. Ne t'inquiète pas davantage, tout ce que l'on vient de te dire n'est qu'une fable faite à plaisir.

Il y avait pendant longtems une cruelle guerre entre les Athéniens et les Mégariens au sujet de l'île de *Salamine*. Enfin après plusieurs carnages de part et d'autre, les Athéniens qui avaient eu du desavantage, las de répandre tant de sang, ordonnerent une punition de mort contre le premier qui serait assez hardi de proposer la guerre pour le recouvrement de *Salamine*, dont ceux de *Mégare* étaient en possession. Solon craignit que s'il parlait, il ne se fît tort à lui-même, ou que s'il se taisait, son silence ne fût desavantageux à sa patrie. Il prit le parti de contrefaire le

fou, afin que sous ce prétexte il lui fût permis de dire et de faire impunément tout ce qu'il voudrait. Il fit courir le bruit par toute la ville qu'il avait perdu l'esprit. Après avoir composé quelques vers élégiaques qu'il apprit par cœur, il sortit de la maison avec un vilain habit tout déchiré, une corde à son cou, un vieux bonnet crasseux sur sa tête : tout le peuple s'attroupa autour de lui. Solon monta sur la pierre d'où on avait coutume de faire les proclamations publiques, et récita des vers contre sa coutume. Plût aux dieux, s'écria-t-il que jamais Athènes, n'eût été ma patrie ! ah ! je voudrais être né à *Pholégandres* \*) ou à *Syene* \*\*), ou dans quelque lieu encore plus affreux et plus barbare ; au moins je n'aurais pas le chagrin de me voir montrer au doigt, et d'entendre dire : voilà un Athénien qui s'est honteusement sauvé de Salamine. Vengeons promptement l'affront que nous avons reçu, et reprenons un séjour si agréable, que nos ennemis nous retiennent si injustement. Cela fit tant d'impression sur l'esprit des Athéniens qu'ils révoquèrent aussi-tôt l'édit qu'ils avaient

\*) Eine der sporadischen Insel im Archipelagus, felsig und unfruchtbar, vermuthlich das heutige *Policandro*;

\*\*) Eine Stadt auf der Grenze zwischen Aethiopien und Aegypten.

fait ; ils prirent les armes et résolurent de faire la guerre aux Mégariens. Solon fut choisi pour commander les troupes , il s'embarqua avec ses gens sur plusieurs bateaux de pêcheurs. Il était suivi d'une galère à trente-six rames , et il mouilla aîlez près de Salamine. Les Mégariens qui étaient dans la ville s'apperçurent de quelque chose et coururent aux armes tout en desordre. Ils détachèrent un de leurs vaisseaux qu'ils envoyèrent pour découvrir ce que c'était. Ce vaisseau s'approche de trop près , il fut pris par Solon qui fit aussitôt lier tous les Mégariens qui étaient dedans ; il fit embarquer à leurs places les plus braves d'entre les Athéniens , et leur commanda de faire voile vers Salamine en se cachant le plus qu'ils pourraient. Solon prit avec lui le reste de ses gens et descendit à terre par un autre endroit ; il alla à la rencontre des Mégariens qui s'étaient mis en campagne , et pendant qu'il leur donna bataille , ceux qu'il avait envoyez dans le vaisseau arrivèrent et se rendirent maître de la ville. Solon après avoir défait les Mégariens , renvoya sans rançon tous les prisonniers qui avaient été faits dans le combat , et érigea un temple à l'honneur du dieu Mars dans le propre lieu , où il avait remporté la victoire.



Quelque tems après ceux de Mégare s'opina-  
trèrent inutilement à vouloir recouvrer Sala-  
mine. Enfin on convint de part et d'autre  
qu'on pendrait les Lacedémoniens pour arbi-  
tres. Solon prouva devant les députez de  
Sparte que *Philus* et *Eurifaces*, enfans d'*A-  
jax* roi de Salamine, étaient venus demeurer  
à Athènes, et qu'ils donnerent cette île aux  
Athéniens à condition qu'on les ferait citoyens  
d'Athènes. Il fit ouvrir plusieurs tombeaux  
et fit voir que ceux de Salamine tournaient la  
face de leurs morts du même côté que ceux  
d'Athènes, au lieu que les Mégariens les tour-  
naient du côté opposé; qu'enfin ils faisaient  
graver sur le cercueil le nom de la famille du  
mort; ce qui était particulier aux seuls Athé-  
niens. Mais ceux de Mégare ne tardèrent  
pas longtems à avoir leur revanche; car les  
différens qui regnaient depuis longtems entre  
les descendans de *Cylon* et ceux de *Megacles*  
s'augmenterent jusqu'à un tel point, qu'ils  
penferent faire périr entierement la ville. *Cy-  
lon* avait eu autrefois dessein de se rendre sou-  
verain d'Athènes; sa conspiration fut décou-  
verte, il fut massacré avec plusieurs de ses  
complices. Tous ceux qui purent échapper  
se sauverent dans le temple de Minerve. *Me-  
gacles* qui était pour lors magistrat, fit tant

par ses belles paroles qu'il leur persuada de venir se présenter devant les juges en tenant un filet attaché par un de ses bouts à la statue de la déesse, afin de ne point perdre leur franchise. Comme ils descendaient du temple, le filet se rompit. Megacles dit que c'était une marque évidente que la déesse leur refusait sa protection. Il en arrêta plusieurs qui furent aussi-tôt lapidez par le peuple. Ceux qui recoururent aux autels, y furent presque tous massacrez sans aucun respect. Il ne s'en sauva que quelques-uns pour qui les femmes des magistrats s'employèrent, et les firent remettre en liberté.

Une action si noire rendit odieux les magistrats et leur descendans, qui furent depuis ce tems-là très haïs du peuple. Plusieurs années après les descendans de Cylon devinrent très puissans; la haine qui était entre les deux partis, s'allumait tous les jours de plus en plus. Solon pour lors magistrat, craignit que leurs divisions n'entraînaient la perte de toute la ville. Il les fit consentir les uns et les autres à prendre des juges pour terminer leurs différens. Les juges décidèrent en faveur des Cyloniens. Tous les descendans de Megacles furent bannis, et les os de ceux qui étaient morts, furent déterrez et jettez

hors du territoire d'Athènes. Les Mégariens profitèrent de cette occasion favorable pour eux, ils prirent les armes pendant que les divisions étaient dans leur plus grande chaleur, et recouvrèrent Salamine.

A peine cette sédition était apaisée qu'il en survint un autre dont les suites ne devaient pas être moins dangereuses. Les pauvres étaient si endettez qu'on les jugeait tous les jours comme esclaves à leurs créanciers, qui les faisaient travailler ou les vendaient à leurs fantaisies. Quantité de gens du menu peuple s'attrouperent, résolus de se choisir un chef pour empêcher qu'aucun d'eux ne fut fait esclave dans la suite, faute d'avoir payé ses dettes au jour nommé, et pour obliger les magistrats à partager tous les biens également comme *Lycurgus* avait fait à Sparte. Les troubles étaient si grands et les séditieux tellement animez, qu'on ne connaissait aucun remède pour les apaiser. Solon fut élu du consentement des deux partis pour terminer toutes choses à l'amiable. Il fit beaucoup de difficulté d'abord d'accepter un emploi si épineux; il n'y eut que l'envie de servir sa patrie qui l'y fit résoudre. Tout le monde lui avait entendu dire autrefois que l'égalité empêchait toutes les contestations; chacun interprétait

cette sentence en sa faveur. Les pauvres croyaient qu'il voulait rendre tous les hommes égaux : les riches au contraire s'imaginaient qu'il avait dessein de mesurer toutes choses selon la naissance et la dignité des personnes. Cela le rendit si agréable aux uns et aux autres, qu'ils le presserent d'accepter la souveraineté. Les gens même qui n'étaient point intéressés dans ces brouilleries, ne connaissant point de meilleur remède pour appaiser les divisions, consentaient volontiers d'avoir pour maître celui qui passait pour le plus homme de bien et le plus sage de toute la terre. Solon s'en éloigna fort et déclara hautement, qu'il n'y consentirait jamais. Ses meilleurs amis ne pouvaient s'empêcher de le blâmer. Vous êtes bien simple, lui disaient-ils ; quoi sous prétexte d'un vain nom de tiran vous refusez une monarchie qui vous sera par la suite très légitimement acquise ! *Timondas* ne s'est-il pas fait autrefois déclarer roi d'Eubée ? et *Pittaque* ne regne-t-il pas aujourd'hui à Mytilène ? Solon fut inflexible à tous ces discours. La principauté légitime et la tyrannie, répondit-il, sont à la vérité de très belles places, un très bel endroit : mais on est environné de précipices de tous cotés, et il n'y a point de chemin pour en sortir, lorsqu'on y

est une fois entré. Jamais on ne le put résoudre à accepter ce parti avantageux qu'on lui présentait. Tous ses amis le traitèrent de fou et d'insensé. Solon s'appliqua sérieusement à apaiser les troubles qui étaient à Athènes. Il commença à ordonner que toutes dettes passées seraient entièrement abolies, sans que jamais personne en pût rien demander à ses débiteurs; et pour donner exemple à tout le monde, il remit sept talens \*), qui lui devaient revenir de la succession de son pere. Il déclara nulles les dettes qui se feraient dans la suite sous obligation du corps, afin d'empêcher à l'avenir l'inconvenient qui avait été cause de tous les troubles. Les deux partis d'abord furent assez mécontents de ce jugement; les riches étaient fâchez de ce qu'on leur avait fait perdre ce qui leur appartenait; et les pauvres ne l'étaient pas moins de ce qu'on n'avait pas partagé les biens également. Mais les uns et les autres furent tellement convaincus par la suite de l'utilité des réglemens de Solon, qu'ils le choisirent tout de nouveau pour apaiser les troubles causez par trois différentes factions qui partageaient la ville d'Athènes, et lui

\*) Ein attisches Talent war ungefähr 900 Reichsthaler.

donnerent pouvoir de réformer les loix à sa fantaisie, et d'établir telsgouvernement qu'il lui plairait.

Les gens de la montagne voulaient que le peuple fût entierement maître des affaires. Ceux de la plaine prétendaient qu'il n'y eût qu'un certain nombre de citoyens les plus considérables : et les gens de la marine voulaient que les magistrats fussent tirez de l'une et de l'autre condition. Solon qu'on avait choisi pour souverain arbitre, commença par casser toutes les loix de *Dracon* son prédécesseur, à cause qu'elles étaient trop sévères. Les fautes les plus légères étaient punies de mort, comme les plus énormes crimes, et il n'était pas moins dangereux d'être convaincu d'oisiveté, de voler des fruits ou des herbes, que de commettre des sacrilèges, des meurtres, et tout ce qu'on peut imaginer de plus noir. C'est ce qui avait donné lieu de dire qu'elles étaient écrites avec du sang. On demanda un jour à *Dracon* pourquoi il avait ordonné des peines de mort pour toutes sortes de crimes indifféremment ? C'est par ce, répondit-il, que les moindres méritent ce châtiement, et que je n'en connais point de plus rigoureux pour les crimes plus énormes.

Solon divisa les citoyens en trois différens ordres, selon les biens dont chaque particulier

se trouva alors en possession. Il donna entrée dans les affaires publiques à tout le peuple, excepté aux artisans qui ne vivaient que de leur travail. Ceux-là étaient exclus des charges, et ne jouissaient des mêmes privilèges que les autres.

Il ordonna que les principaux magistrats seraient perpétuellement choisis entre les citoyens du premier ordre.

Que dans une sédition celui qui n'aurait pris aucun parti serait noté d'infamie.

Que les femmes n'apporteraient pour dot à leur maris que trois robes et quelques meubles de peu de valeur.

Qu'on pouvait tuer impunément un adultère, lorsqu'on le surprenait sur le fait.

Il modéra les dépenses des dames, et abolit plusieurs cérémonies, qu'elles avaient coutume d'observer.

Il défendit de mal parler des morts.

Il permettait aux gens qui n'avaient point d'enfans, d'instituer héritiers tous ceux qu'ils voudraient, pourvu qu'ils fussent dans leur bon sens lors de leur testament.

Que celui qui aurait dissipé son bien serait noté d'infamie et déchu de tous ses privilèges, de même que celui qui ne nourrirait pas son pere et sa mere dans leur vieillesse. Le fils n'était

point tenu de nourrir son pere s'il ne lui avait fait apprendre un métier pendant sa jeunesse.

Que nul étranger ne pouvait être fait citoyen d'Athènes, s'il n'avait été banni à perpétuité de son païs, ou s'il ne venait s'y établir avec toute sa famille pour y exercer quelques vacation.

Il diminua fort les recompenses qu'on donnait ordinairement aux athletes.

Il ordonna que le public élèverait les enfans de ceux qui seraient morts en combattant pour la patrie.

Qu'un tuteur ne pourrait demeurer avec la mere de ses mineurs, et que le plus proche héritier ne pourrait jamais être élu tuteur.

Que tout vol serait puni de mort, et que celui qui aurait crevé un œil à quelqu'un, serait condamné à perdre ses deux yeux.

Toutes les loix de Solon furent gravées sur des tables. Les gens du conseil assemblez firent serment, qu'ils les observeraient et les feraient observer exactement. Ceux mêmes à qui on en avait confié le soin, jurèrent solennellement que s'il quelqu'un d'eux y manquait, il serait obligé de faire présent au temple d'Apollon d'une statue d'or aussi pesante que lui. Il y avait des juges établis pour



interpréter les loix, lorsque quelques différens naissaient entre le peuple sur ce sujet.

Un jour comme Solon composait ses loix, *Anacharsis* \*) se moqua de son entreprise. Quoi, dit-il, vous prétendez avec quelques écritures réprimer l'injustice et les passions des hommes? Telles ordonnances, ajouta-t-il, ressemblent proprement aux toiles d'araignées, qui n'arrêtent rien que des mouches.

Les hommes gardent bien les choses dont ils sont convenus ensemble, répondit Solon. Je ferai mes loix de telle manière que tous les citoyens connaîtront qu'il leur est plus utile d'y obéir que de les violer.

On lui demanda, pourquoi il n'en avait fait aucune contre les parricides? C'est parce, répondit-il, que je n'ai pas cru qu'il y eût jamais des gens assez malheureux pour tuer leur père ou leur mère.

Il disait ordinairement à ses amis, qu'un homme de soixante-dix ans ne devait plus craindre la mort, ni se plaindre des malheurs de la vie.

Que tous les gens de cour ressemblaient aux jettons dont on se sert pour compter, qu'

### K 3

\*) Ein Scythe von Geburt, der Griechenland bereisete, um Künste und Wissenschaften zu lernen.

ils représentaient plus ou moins selon la fantaisie du prince.

Que ceux qui approchaient des princes ne devaient pas leur conseiller ce qui était de plus agréable, mais ce qui était de plus avantageux.

Que nous n'avions point de meilleur guide pour nous conduire que notre raison; et qu'il ne fallait jamais rien dire ni rien faire sans l'avoir consultée.

Qu'on devait faire beaucoup plus de fond sur la probité d'un homme que sur son serment.

Qu'il ne fallait pas se faire des amis légèrement; mais qu'il était très dangereux de rompre, lorsque l'amitié était une fois liée.

Que le moyen le plus sûr et prompt pour repousser l'injure, était de l'oublier.

Qu'il ne fallait jamais s'ingérer de commander, sans avoir appris à obéir.

Que le mensonge devait être en horreur à tout le monde.

Qu'enfin il fallait honorer les dieux, respecter ses parens et n'avoir jamais aucun commerce avec les méchans.

Solon s'aperçut que *Pisistratè* se faisait un gros parti à Athènes, et qu'il prenait les mesures nécessaires pour s'y rendre souverain. Il fit tout son possible pour s'opposer à ses

desseins ; il assembla le peuple au milieu de la place publique où il parut tout armé , et découvrit l'entreprise de Pisistrate. O Athéniens , s'écria-t-il , je suis plus sage que ceux qui ne connaissent point les mauvais desseins de Pisistrate , et plus courageux que ceux qui les connaissent , et que la crainte ou le peu de courage empêchent de s'y opposer ; je suis prêt de me mettre à votre tête et à combattre généreusement pour la défense de la liberté. Le peuple qui favorisait Pisistrate , traita Solon de fou. Pisistrate quelques jours après se blessa lui-même et se fit porter tout sanglant sur un char au milieu de la place publique , et dit que ses ennemis l'étaient venu prendre en trahison et l'avaient mis dans l'état pitoyable où on le voyait. La populace s'émut aussi-tôt et fut prête à prendre les armes en faveur de Pisistrate. O fils d'*Ipocrase* , lui dit Solon , tu joues mal le personnage d'*Ulysse* ; Ulysse s'égratigna pour tromper ses ennemis , et toi tu te blesses pour tromper tes propres citoyens. Le peuple s'assembla. Pisistrate fit demander cinquante gardes. Solon remontra fortement devant tout le monde les dangereuses suites d'une telle innovation , mais il ne put rien gagner sur la populace émue , qui permit à Pisistrate d'en prendre quatre

cens, et de lever des troupes pour se rendre maître de la forteresse. Les principaux de la ville furent fort étonnez; chacun songea à se retirer de côté et d'autre. Solon ne se rebuta point. Après avoir reproché aux citoyens leur bêtise et leur lâcheté: auparavant, leur dit-il, il vous était plus facile d'empêcher que cette tyrannie se formât, mais à présent qu'elle est établie ce vous sera une plus grande gloire de l'abolir et de l'exterminer entièrement. Quand il vit que tous ses discours ne pouvaient faire revenir les citoyens de la grande consternation, où ils étaient, il s'en alla à sa maison et prit ses armes, qu'il alla poser devant la porte du sénat en s'écriant: O ma chère patrie! je pars et te quitte pour jamais, puisque je suis le seul qui me déclare ennemi du tiran, et que tous les autres sont disposez à le recevoir pour maître.

Solon ne put jamais se résoudre d'obéir à Pisistrate; et comme il craignait d'ailleurs que les Athéniens ne l'obligeassent à réformer ses loix qu'ils avaient fait serment d'observer, il aima mieux s'exiler volontairement, et avoir le plaisir de voyager pour connaître le monde, que de vivre désagréablement à Athènes. Il passa en Egypte, où il demeura quelque tems à la cour d'*Amasis*. Pisistrate qui estimait infiniment Solon,

fut fort touché de sa retraite. Il lui écrivit cette lettre obligeante pour essayer de le faire revenir :

„Je ne suis pas le seul parmi les Grecs qui me suis emparé de la souveraineté de mon païs ; je ne commets rien contre les loix ni contre les dieux, puisque je tire mon origine de Codrus, et que les Athéniens ont juré qu'ils conserveraient le royaume à ses descendans. J'ai grand soin de faire observer vos ordonnances avec beaucoup plus d'exactitude que si l'état était gouverné par la populace. Je me contente des tributs que j'ai trouvé établis, et hors certains honneurs qui sont dus à ma dignité, je n'ai rien qui me distingue du moindre des citoyens. Je n'ai aucun ressentiment contre vous de ce que vous avez découvert mes desseins ; je suis persuadé que ce fut plutôt par amour pour la patrie, que par haine contre moi, parce que vous ne saviez pas de quelle manière je devais me comporter, et si vous l'eussiez su, peut-être n'auriez-vous pas désapprouvé mon entreprise. Revenez donc avec assurance, et croyez sur ma parole que Solon ne doit rien craindre de Pisistrate, puisque même je n'ai pas voulu faire de mal à ceux qui de tout tems avaient été mes ennemis. Je vous considérerai comme mon meilleur ami, et vous aurez toute sorte d'a-

grémens auprès de moi, parce que je ne vous connais capable d'aucune infidélité. Si vous avez des raisons qui vous empêchent de revenir à Athènes, vous demeurerez par tout ailleurs où vous voudrez ; je serai content pourvu que ce ne soit pas moi qui sois la cause de votre exil."

Solon lui fit cette réponse :

„Je crois bien que vous ne me feriez aucun mal, car j'étais de vos amis avant que vous fussiez tiran, et je ne dois pas vous être plus odieux que tout autre qui hait la tyrannie. Je laisse la liberté à un chacun de juger selon sa pensée, s'il est plus utile aux Athéniens d'être gouvernez par un maître absolu que par plusieurs magistrats. J'avoue que vous êtes le meilleur des tyrans ; mais je ne crois pas devoir retourner à Athènes. Car après y avoir établi un gouvernement libre, et refusé la principauté qu'on m'avait offerte, on aurait raison de me blâmer, et de croire que j'approuverais votre entreprise, si on m'y voyait revenir."

*Crésus*, roi des Lydiens, se rendit tributaire tous les Grecs de l'Asie. Quantité des plus habiles gens de ce siècle quitterent la Grece pour différens sujets, et se retirèrent à *Sardis* capitale de l'empire de *Crésus*. Cette

ville était pour lors très florissante. Chacun y parla si avantageusement de Solon, que cela fit naître à Crésus l'envie de le voir. Il l'envoya prier de venir s'établir chez lui : Solon lui fit cette réponse :

„J'estime infiniment l'amitié que vous me témoignez et je prens les dieux à témoins que si je n'avais résolu dès il y a longtems de demeurer dans un état libre, j'aimerais mieux vivre dans votre royaume, qu'à Athènes pendant que Pisistrate y exercera une puissance tyrannique ; mais je suis avec plus de douceur, selon le genre de vie que j'ai embrassé, dans un lieu où tout est égal. J'irai pourtant vous voir pour avoir le plaisir de demeurer quelque tems avec vous.“

Solon s'en alla à Sardis à la sollicitation de Crésus, qui temoignait un empressement extraordinaire pour le voir. En traversant la Lydie il rencontrait quantité de grands seigneurs avec de gros corteges et des trains magnifiques ; il croyait à tout moment que ce fût le roi. Enfin on le présenta devant Crésus qui l'attendait assis sur son trone, et qui s'était exprès revêtu de ce qu'il avait de plus précieux. Solon ne parut point étonné à la vue de tant de magnificence. Crésus lui dit : Mon hôte, je connais ta sagesse par ré-

putation ; je fais que tu as beaucoup voyagé : mais as-tu jamais vu personne vêtue si magnifiquement que moi ? Oui ; répondit Solon, les faisans, les coqs, les paons ont quelque chose de plus magnifique, puisque tout ce qu'ils ont d'éclatant leur vient de la nature sans qu'ils se donnent aucun soin pour se parer. Une réponse si imprévue surprit fort Crésus. Il commanda à ses gens qu'on ouvrît tous ses trésors, et qu'on déployât devant Solon tout ce qu'il y avait de meubles précieux dans son palais. Il le fit venir une seconde fois devant lui. Avez-vous jamais vu, lui dit-il, un homme plus hûreux que moi ? Oui, répondit Solon, c'est *Tellus* citoyen d'Athènes, qui a vécu en honnête homme dans une république bien policée. Il a laissé deux enfans fort estimez avec un bien raisonnable pour les faire subsister ; et enfin il a eu le bonheur de mourir les armes à la main en remportant une victoire pour sa patrie. Les Athéniens lui ont dressé un tombeau dans le lieu même où il avait perdu la vie et lui ont rendu de grands honneurs.

Crésus ne fut pas moins étonné que la première fois. Il crut que Solon était un insensé. Eh bien, continua-t-il, quel est le plus hûreux des hommes après *Tellus* ? Il y



a eu autrefois deux freres, répondit-il, dont l'un s'appellait *Cleobis* et l'autre *Byton*; ils étaient si robustes, qu'ils sont toujours sortis victorieux de toutes sortes de combats. Ils s'aimaient parfaitement l'un l'autre. Un jour de fête la prêtresse de Junon leur mere, pour qui ils avaient beaucoup de tendresse, devait aller nécessairement faire un sacrifice au temple; on tardait trop à amener ses bœufs; *Cleobis* et *Byton* s'attelerent à son char, et la trainerent jusqu'au lieu où elle voulait aller. Tout le peuple leur donna mille bénédictions. Leur mere ravie de joie, pria Junon de leur envoyer ce qui leur était le plus avantageux. Quand le sacrifice fut fini, et qu'ils eurent fait très bonne chere, ils allerent se coucher, et moururent tous deux cette même nuit. Crésus ne put s'empêcher de faire paraître sa colere. Comment, répliqua-t-il, tu ne me mets donc point au nombre des gens hûreux? O roi des Lydiens, répondit Solon, vous possédez de grandes richesses, et vous êtes maitre de quantité de peuples; mais la vie est sujette à de si grands changemens, qu'on ne saurait décider de la felicité d'un homme qui n'est pas encore au bout de sa carriere. Le tems fait tous les jours naître de nouveaux accidens, dont même on n'au-

rait jamais pu se douter; on ne doit point s'affurer de la victoire lorsque le combat n'est pas encore fini. Crésus fut fort mécontent: il renvoya Solon et ne redemanda plus à le voir.

*Esopé* qui était pour lors à Sardis, où on l'avait fait venir pour divertir Crésus, fut fâché de la mauvaise réception que le roi avait fait à un homme d'un mérite si distingué. O Solon, lui dit-il, il ne faut point approcher les princes, ou il ne leur faut jamais dire que ce qui leur est agréable. Au contraire, répondit Solon, il ne faut jamais s'en approcher, ou bien il faut toujours les conseiller le mieux qu'on peut, et ne leur dire jamais que la vérité.

*Cyrus* tenait prisonnier *Astias* son grand-père maternel, et l'avait dépouillé de tous ses états. Crésus s'en offensa; il prit parti pour *Astias* et fit la guerre aux Perses. Comme il avait des richesses immenses, et qu'il se voyait à la tête d'une nation, qui passait pour la plus belliqueuse de tout le monde, il croyait que rien ne lui était impossible. Il fut malheureusement défait et se retira à Sardis, où il fut assiégé et fait prisonnier après quatorze jours de résistance. On le mena devant *Cyrus*; qui le fit charger de chaînes. On le

monta aussi-tôt au haut d'un bucher, où on l'attacha au milieu de quatorze enfans Lydiens, pour y être brûlé à la vue de Cyrus et de tous les Perses. Comme on mettait le feu au bucher, Crésus dans cet état déplorable se souvint du discours, que lui avait autrefois tenu Solon. Il s'écria en soupirant : o Solon, Solon ! Cela surprit Cyrus. Il envoya demander si c'était quelque dieu qu'il invoquait dans ses malheurs. Crésus ne répondit rien. Enfin quand on l'eut contraint de parler, il dit tout accablé de tristesse : Ah ! je viens de nommer un homme que les rois devraient toujours avoir auprès d'eux, et dont ils devraient plus estimer la conversation que tous les trésors et leur magnificence. On le pressa d'en dire davantage. C'est un sage de la Grece, continua-t-il, que j'ai autrefois envoyé querir exprès, pour lui faire admirer ma grande prospérité ; il me dit froidement, comme s'il m'eût voulu faire connaître que cela n'était qu'une fotte vanité, que j'attendisse la fin de ma vie, et qu'il ne fallait point trop présumer d'une félicité, qui était sujette à une infinité de calamitez. Je reconnais à présent la vérité de toutes les choses qu'il m'a prédites. Pendant que Crésus parlait, le feu s'était déjà allumé au bas du bucher, et allait

gagner le haut. Cyrus fut fort touché des paroles de Crésus. L'état déplorable d'un prince qui avait été si puissant, le fit rentrer dans lui-même; il craignit que quelque disgrâce pareille ne lui arrivât dans la suite. Il commanda aussi-tôt que l'on éteignît le feu; il fit ôter à Crésus les chaînes dont il était chargé; il lui rendit tous les honneurs possibles, et se servit de son conseil dans ses affaires les plus importantes.

Solon, après avoir quitté Crésus se retira en *Cilicie*, où il batit une ville qu'il appella de son nom *Solos*. On lui apprit que Pisistrate se maintenait toujours dans la tyrannie, et que les Athéniens se repentaient de ne s'être pas opposés à son usurpation. Solon leur écrivit en ces termes :

„Vous avez grand tort d'accuser les dieux de votre mauvaise fortune. Si vous souffrez maintenant, vous ne devez vous en prendre qu'à votre légèreté, et à votre folie de n'avoir pas voulu croire les gens bien intentionnez pour la patrie, et de vous être laissez surprendre aux belles paroles et aux ruses d'un homme qui ne cherchait qu'à vous tromper. Vous lui avez permis de lever des gardes qui serviront à vous tenir en esclavage le reste de votre vie.“

*Periaudre* tiran de *Corinthe*, fit savoir à *Solon* l'état de ses affaires, et le pria de lui donner conseil. *Solon* lui fit cette réponse :

„Vous m'écrivez que quantité de gens conspirent contre vous. Quand vous vous délivreriez de tous vos ennemis en les faisant mourir, vous n'avanceriez pas beaucoup vos affaires. Ceux dont vous ne vous doutez point, vous dresseront des embûches. Ce sera quelqu'un qui craindra pour lui, ou quelque autre qui ne pourra approuver vos manières desiantes, ou enfin quelqu'autre qui croira rendre un bon service à sa patrie. Le meilleur parti que vous puissiez prendre, est de renoncer entièrement à la tyrannie. Si vous ne pouvez pas vous y résoudre, faites venir des troupes étrangères suffisamment pour tenir le pays en bride, afin que vous n'ayez plus rien de craindre, et que vous ne soyez plus obligé à exiler personne.“

*Solon* n'a jamais été ennemi du plaisir pendant tout le tems qu'il a vécu. Il a aimé la bonne chère, la musique, et tout ce qui pouvait contribuer à la vie délicieuse. Il haïssait les représentations, où on ne disait jamais que des choses inventées à plaisir. Il croyait que cela était pernicieux à la république, et que de-là pouvaient naître une infinité de sédi-

tions. Du tems qu'il était en grand crédit à Athènes, *Thespis* commença lui-même à jouer des tragédies, qu'il avait composées. Cela plaisait merveilleusement au peuple à cause de la nouveauté. Solon qui aimait son divertissement, s'y trouva un jour. Quand tout fut fini, il appella *Thespis*. N'as-tu pas de honte lui dit-il, de mentir devant tant de monde? Il n'y a point de mal répondit *Thespis*, car ce n'est que pour rire. Solon frappa la terre d'un bâton qu'il tenait dans sa main. Oui, repliqua-t-il, mais si on approuve de telles menteries en riant, nous ne tarderons gueres à les trouver dans nos actes publics et dans les affaires les plus sérieuses. C'est ce qui fit que lorsque *Pisistrate* se fut fait porter tout sanglant au milieu de la place publique, Solon parlant de ces représentations s'écria: Voilà la malheureuse source d'où naissent toutes ces fourberies.

Quelques-uns attribuent à Solon l'établissement de l'Aréopage. C'était un conseil composé de ceux qui avaient passé par toutes les charges à Athènes.

On demanda un jour à Solon quel état était le mieux policé? C'est celui, répondit-il, où les gens qui n'ont point été outragés poursuivent avec autant de chaleur la répara-

tion de l'injure faite à autrui, que s'ils l'avaient reçue eux-mêmes.

Sur la fin de ses jours il avait commencé un poème sur le rapport qu'on lui avait fait d'une île Atlantide qu'on plaçait au de-là de l'océan connu. La mort le surprit en Chypre avant que son ouvrage fût achevé. C'était dans la cinquante-cinquième Olympiade, environ la quatre-vingtième année de son âge. Il ordonna qu'on portât ses os à Salamine, qu'on les brûlât, et qu'on en jetta les cendres par toute la campagne.

Les Athéniens après sa mort lui dressèrent une statue de bronze, qui le représentait son livre des loix à la main, avec les habits de prince du peuple. Ceux de Salamine lui en dressèrent un autre, qui le représentait en Orateur parlant en public, les mains cachées sous les plis de sa robe.

## B i a s.

*Florissait du tems qu'Haliattes et ensuite Crésus regnaient en Lydie.*

**B**ias de *Priene*, petite ville de *Carie*<sup>\*)</sup>, fut en grande réputation dans la Grèce sous le regne d'Haliattes et de Crésus rois de Lydie, depuis la quarantieme olympiade jusqu'à sa mort. C'était un excellent citoyen, fort desintéressé, fin politique, honnête homme. Il vivait simplement quoiqu'il fût né très riche. Il dépensait tout son bien à secourir ceux qui en avaient besoin. Il passait pour le plus éloquent orateur de son tems. Il employait son tems à defendre les pauvres et tous ceux qui étaient dans l'affliction, sans en vouloir tirer d'autre utilité que la gloire de servir sa patrie. Jamais il n'entreprenait aucune chose, qu'il ne crût très juste. Cela avait passé en proverbe par tout le païs; quand on voulait marquer qu'une chose était excellente, on disait: *c'est une cause dont Bias se chargerait*. Et lorsqu'on voulait louer extrêmement un orateur: *Il réussit encore mieux que Bias*.

\*) Eine Landschaft in Klein - Asien, das izt Natolien oder bei den Türken Anadoly heist.



Des pirates firent un jour une course proche Messène dans le Peloponnese \*), et enlevèrent plusieurs filles, qu'ils vinrent vendre à Priene. Bias les acheta; il les retira chez lui et les nourrit comme ses propres enfans; il leur fit des présens à toutes et les renvoya à leur parens. Cette action généreuse lui donna une si grande réputation, que quantité de gens ne l'appellaient que le prince des sages.

Quelque tems après les pêcheurs de Messène trouverent dans le ventre d'un gros poisson un vase d'or, où ces mots étaient gravez: *Au plus sage.* Le senat de Messène s'assembla pour délibérer à qui on le devait donner. Les filles que Bias avait traité si humainement, se présentèrent à l'assemblée avec leurs parens, et ils crièrent tous ensemble qu'il n'y avait personne plus sage que Bias. Le senat de Messène lui envoya ce vase. Bias le considéra, et après avoir lu l'inscription qui était autour, il refusa de l'accepter, et dit que ce titre n'appartenait qu'à Apollon.

Quelques-uns croient que ce vase est la même chose que le trépié dont il est parlé dans la vie de Thalès, et que cette histoire n'a point d'autre fondement, que parceque le trépié fut renvoyé à Bias. D'autres même disent que ce fut à lui à qui on l'apporta le premier.

\*) Itzt Morée.

*Haliattes*, roi de Lydie, après avoir ruiné plusieurs villes de la Grece Asiatique, vint mettre le siege devant Priene. Bias était pour lors le premier magistrat de la ville. Il fit une vigoureuse résistance pendant très long tems. Mais comme *Haliattes* paraissait s'opiniâtrer à poursuivre son entreprise jusqu'à la fin, et que d'ailleurs la ville était réduite dans une grande misere à cause de la disette des vivres, Bias fit engraisser deux beaux mulets, qu'ils chassa vers le camp des ennemis, comme s'ils étaient échappés d'eux-mêmes. *Haliattes* fut surpris de voir ces animaux dans un tel embonpoint; cela lui fit craindre de ne pouvoir pas avoir la place par famine. Il trouva un prétexte pour envoyer un homme dans la ville; il lui donna ordre secretement de remarquer en quel état étaient les assiégés. Bias se douta bien du dessein d'*Haliattes*. Il fit couvrir de grands monceaux de fable avec un peu de froment, et fit en sorte que le député d'*Haliattes* vît toute cette grande abondance sans que cela parût affecté. *Haliattes* trompé par cette ruse, résolut aussi-tôt de lever le siege; il laissa les Priénéens en paix et fit alliance avec eux.

Bias aimait fort la poesie. Il a fait plus de deux mille vers, où il donnait des précep-

tes pour enseigner à tout le monde la manière dont chacun pouvait vivre hûreux, et pour bien gouverner la republique en paix et en guerre.

Il disoit ordinairement : Tâchez de plaire à tout le monde. Si vous y reussiez, vous trouverez mille agrémens dans le cours de la vie. Le faste et le mépris qu'on fait paraître pour les autres, n'a jamais rien produit de bon.

Aimez vos amis avec discretion ; songez qu'ils peuvent devenir vos ennemis.

Haïssez vos ennemis avec modération ; car il se peut faire qu'ils seront vos amis dans la suite.

Choisissez à loisir les gens que vous voulez prendre pour vos amis ; ayez pour eux une même tendresse, mais distinguez leur mérite.

Imitez ceux dont le choix vous fait honneur, et soyez persuadez que la vertu de vos amis ne contribuera pas peu à votre réputation.

Ne vous pressez pas de parler, c'est une marque de folie.

Tachez pendant que vous êtes jeune d'acquiescer la sagesse, ce sera toute votre consolation lorsque vous serez vieux. Vous ne pouvez faire une meilleure acquisition. C'est la seule chose dont la possession soit certaine, et qu'on ne pourra vous ravir.

La colere et la précipitation sont deux choses fort opposées à la prudence.

Les honnêtes gens sont très rares; les mechans et les foux sont en nombre infini.

Ne manquez jamais de tenir exactement tout ce que vous aurez promis.

Parlez des dieux d'une maniere convenable à leur grandeur, et rendez leur graces de toutes les bonnes actions que vous ferez.

Ne soyez pas importun. Il vaut beaucoup mieux qu'on vous oblige à recevoir, que d'obliger les autres à vous donner.

N'entreprenez rien témérairement; mais quand vous aurez résolu quelque chose, exécutez la avec vigueur.

Gardez - vous bien de louer un homme à cause de ses richesses, s'il ne le mérite d'ailleurs.

Vivez toujours comme si vous alliez mourir à tout moment, et comme si vous deviez rester long - tems sur terre.

Avoir une santé vigoureuse est un don de la nature; les richesses ordinairement sont un effet du hazard; mais il n'y a que la sagesse qui puisse rendre un homme capable de donner de bons conseils à sa patrie.

C'est une maladie d'esprit que de souhaiter des choses impossibles.

On lui demanda un jour quelle était la chose qui flattait davantage les hommes ? C'est l'espérance, répondit-il.

Quelle était celle qui leur plaisait davantage ? Le gain.

Quelle était la plus difficile à supporter ? Le renversement de la fortune.

Il disait qu'un homme était bien malheureux, lorsqu'il ne savait pas souffrir les disgrâces qui lui arrivaient.

Il était un jour dans un vaisseau avec quelques impies. Il s'éleva tout d'un coup une tempête si furieuse, que le vaisseau était à tout moment prêt à périr. Ces impies effrayez de la crainte de la mort invoquaient les dieux. Taisez-vous, leur dit Bias, de peur qu'ils ne s'aperçoivent que vous êtes ici, car nous serions tous perdus.

Une autre fois un impie lui demanda, quel était le culte qu'on devait rendre aux dieux ? Bias ne répondit rien. L'impie le pressa de lui dire la raison de son silence. C'est par ce, répondit Bias, que tu me demandes des choses qui ne te regardent pas.

Il disait qu'il aimait beaucoup mieux juger un différent entre deux de ses ennemis, qu'entre deux de ses amis, parce qu'on ne manquait presque jamais à se brouiller avec celui

de ses amis qu'on avait condamné, et qu'il se pouvait faire qu'on se raccommoderait avec celui de ses ennemis en faveur de qui on aurait décidé.

Bias se trouva un jour obligé de juger un de ses amis qui devait être puni de mort. Avant que de prononcer l'arrêt, il se mit à pleurer en plein Sénat. Pourquoi pleurez-vous, lui dit quelqu'un, puisqu'il ne tient qu'à vous de condamner ou d'absoudre le criminel ? Je pleure, répondit Bias, parceque la nature m'oblige d'avoir compassion des malheureux, et que la loi m'ordonne de n'avoir point d'égard au mouvement de la nature.

Bias n'a jamais compté au rang des véritables biens aucune des choses qui dépendent de la fortune. Il croyait que les richesses étaient des amusemens dont on se pouvait passer aisément, et qu'elles ne servaient souvent qu'à détourner les hommes du chemin de la vertu.

Il se rencontra par hazard à Priene lieu de sa naissance, lors de la prise et du sac de cette malheureuse ville. Tous les citoyens emportaient tout ce qu'ils pouvaient et s'enfuyaient dans les lieux, où ils croyaient pouvoir le mettre en sûreté. Le seul Bias demeurait tranquille au milieu d'une si grande désolation, sans se

remuer non plus que s'il eût été tout-à-fait insensible aux malheurs de sa patrie. Quelqu'un lui demanda, pourquoi il ne songeait pas à sauver quelque chose comme les autres ? Je le fais aussi, répondit Bias, car je porte tout mon bien avec moi.

L'action qui termina les jours de Bias, n'est pas moins illustre que le reste de sa vie. Il s'était fait porter dans le Sénat, où il défendit l'intérêt d'un de ses amis avec beaucoup de zèle. Comme il était déjà fort vieux, il se trouva fatigué. Il appuya sa tête contre la poitrine d'un fils de sa fille, qui l'avait accompagné. Quand l'orateur de son adversaire eut fini son discours, les juges prononcèrent en faveur de Bias, qui expira aussi-tôt entre les bras de son petit-fils.

Toute la ville lui fit de magnifiques funérailles, et témoigna un regret extraordinaire de sa mort. On lui érigea un superbe tombeau sur lequel on fit graver ces paroles : *Priene a été la patrie de Bias, qui fut autrefois l'ornement de toute l'Jonie, et qui a eu des pensées plus relevées que le reste des philosophes.*

Sa mémoire fut en si grande vénération, qu'on lui dédia un temple, où ceux de Priene lui rendaient des honneurs extraordinaires.

## S o c r a t e .

Né la 4 année de la 77 Olympiade, mort la 1 année de  
la 95 après avoir vécu 70 ans.

Socrate, qui de l'aveu de toute l'antiquité a passé pour le plus vertueux et le plus éclairé des philosophes du paganisme fut citoyen d'Athènes. Il eut pour pere Sophronisque, qui était sculpteur en pierre et pour mere Phanarete qui étoit accoucheuse. Il étudia la Philosophie d'abord sous Anaxagoras, et ensuite sous Arche-laus le Physicien.\*) Mais considérant que toutes ces vaines speculations sur les choses de la nature ne menaient à rien d'utile, et ne contribuaient point à rendre le Philosophe plus homme de bien, il s'attacha à étudier ce qui regardait les mœurs, et fut pour ainsi dire, le fondateur de la Philosophie morale chez les Grecs comme le remarque Ciceron au troisieme livre des Questions Tusculanes.

Il en avait parlé encore plus expressement et d'une maniere plus étendue dans le premier livre où il s'explique en ces termes : „Il me paraît, et c'est une opinion sur laquelle tout le monde convient assez, que Socrate est le pre-

\*) Zwei berühmte Naturkündiger in Griechenland.



mier qui retirant la Philosophie de la recherche des secrets cachez de la nature, à quoi tout ce qu'il y avait eu de Philosophes avant lui s'étaient uniquement attachez, l'avait ramenée et appliquée à ce qui touche les devoirs de la vie commune; de sorte qu'il ne s'occupait qu'à examiner les vertus et les vices, et en quoi consistait le bien ou le mal; disant que ce qui regardait les astres, était fort au dessus de nos lumieres; et que quand nous serions plus à portée que nous ne sommes, de ces connaissances, elles ne pouvaient contribuer en rien à regler notre conduite,

Il fit donc son unique étude de cette partie de la Philosophie qui concerne les moeurs, et qui s'étend à tous les ages et à toutes les conditions de la vie; et cette nouvelle maniere de philosopher fut d'autant mieux reçue, que celui qui en était l'inventeur, prêchait lui meme d'exemple, s'appliquant à remplir le plus regulierement qu'il lui était possible, tous les devoirs d'un bon citoyen, soit en paix soit en guerre.

De tous les Philosophes qui ont eu de la reputation, il est le seul, comme l'a remarqué Lucien \*) dans son dialogue du Parasite,

\*) Ein griechischer Philosoph, der im ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt lebte.

qui ait jamais été à la guerre. Il fit deux campagnes, et dans toutes les deux, quoique malheureuses pour son parti, il paya de sa personne, et se montra homme de courage. Dans l'une il sauva la vie à Xenophon, \*) qui étant tombé de cheval en faisant la retraite, aurait été tué par les ennemis, si Socrate le chargeant sur les épaules, ne l'eût tiré de la mêlée, et porté durant plusieurs stades, jusqu'à ce que le cheval qui s'était échappé, eut été repris. C'est Strabon \*\*) qui rapporte ce fait. Dans l'autre, les Athéniens ayant été entièrement défaits et mis en fuite, il fut le dernier à faire la retraite, et montra si bonne contenance que ceux qui poursuivaient les fuyards, le voyant prêt à tout moment à tourner face contre eux, n'eurent jamais l'audace de l'attaquer. C'est le témoignage que lui rend Athénée. \*\*\*)

A ces deux expéditions près, Socrate ne mit point les pieds hors d'Athènes, en quoi il tint une conduite toute contraire à celle des autres Philosophes, qui tous avaient

( Seinem Schüler und Freunde, der auch ein berühmter Schriftsteller ist.

\*) Er lebte zu Christi Zeiten und schrieb in griechischer Sprache ein geographisch-historisches Werk, das sehr geschätzt wird.

\*\*) Ein griechischer Lehrer der Wohlredenheit, im dritten Jahrhunderte nach C. G. Er schrieb gelehrte Tischgespräche.

employé une partie de leur vie à voyager, pour acquérir de nouvelles connoissances, en conférant avec les savans de tous les païs. Mais comme le genre de Philosophie auquel Socrate s'était borné, portait l'homme plutôt à travailler à se connoître lui-même, qu'à se charger l'esprit de connoissances fort inutiles pour le reglement des moeurs il se crut dispensé de tous ces grands voyages, où il n'aurait rien appris de plus que ce qu'il pouvait apprendre à Athènes, au milieu de ses compatriotes, à la reforme desquels il croyait d'ailleurs qu'il était plus juste qu'il travaillât qu'à celle des étrangers. Et comme la Philosophie Morale est une science qui s'enseigne plus par exemples que par discours, il se fit une loi de suivre dans la pratique tout ce que la droite raison et la vertu la plus rigide exigerait de lui. Ce fut suivant cette maxime qu'ayant été mis au nombre des Sénateurs de la ville, et ayant prêté le serment de dire son avis selon les loix, il refusa constamment de souscrire à l'arrêt par lequel le peuple avait, au préjudice des loix, condamné à mort neuf capitaines; et quoique le peuple s'en formalisât, et que plusieurs même des plus puissans lui fissent de grandes menaces, il persista toujours dans son sentiment, ne croyant pas qu'il convînt à un homme d'honneur

d'aller contre son ferment, pour complaire au peuple.

Nous ne favons point qu'il ait été en charge hors cette unique fois ; mais tout particulier qu'il était, il s'attira tant de considération à Athenes par sa probité et par ses vertus, qu'il y était plus respecté que les Magistrats mêmes. Quant à ce qui regardait sa personne, il en était assez soigneux, et blâmait ceux qui ne tenoient compte d'eux mêmes ou qui affectaient de la negligence à cet égard. Il était propre sur lui, toujours mis d'une manière convenable et décente, tenant un juste milieu entre ce qui pouvait passer pour grossièreté et rusticité, et ce qui pouvait sentir le faste ou la moleste. Quoique peu accommodé des biens de la fortune, il se tint toujours dans les termes d'un désintéressement parfait, ne prenant rien de ceux qui venaient l'entendre ; en quoi sa conduite faisait la condamnation des autres Philosophes, qui étoient dans l'usage de vendre leurs leçons et de taxer leurs écoliers à plus haut ou plus bas prix, selon qu'ils étoient plus ou moins en réputation. Aussi Socrate avait-il coutume de dire, comme le rapporte Xenophon qu'il ne concevait pas comment un homme qui faisait profession d'enseigner la vertu, pouvait songer à en tirer quelque

profit : comme si de s'acquérir un honnête homme, et de se faire un bon ami de son disciple, n'était pas le plus riche avantage et le profit le plus solide qu'on pût retirer de ses soins.

Ce fut au sujet de ce désintéressement de Socrate, qu'un certain Sophiste\*) nommé Antiphon, qui voulait décrier une morale qu'il n'avait pas envie de pratiquer, lui dit un jour, qu'il avait raison de ne prendre rien de ceux qu'il instruisait, et qu'en cela il faisait voir qu'il était véritablement honnête homme. Car disait le Sophiste, s'il était question de vendre votre maison, vos habits ou quelques uns de vos meubles, bien loin de les donner pour rien ou pour peu de chose, vous tâcheriez de les vendre leur juste prix, et vous ne les donneriez pas pour un denier moins. Mais parceque vous êtes convaincu vous-même que vous ne savez rien, et que par conséquent vous êtes hors d'état d'instruire les autres, vous feriez conscience de vous faire payer de ce que vous ne pouvez leur apprendre; ce qui fait plutôt l'éloge de votre probité, que de votre désintéressement.

\*) So nannte man die Lehrer, die stolz auf ihr Wissen, blendend im Vortrage, aber ohne Sinn für Wahrheit und Tugend waren.

Mais Socrate n'eut pas de peine à le confondre, en lui faisant voir qu'il y a des choses qui peuvent être employées d'une manière ou honnête, ou non honnête; et que faire présent de quelques fruits de son jardin à un ami, ou les lui vendre, sont deux choses fort différentes. Au reste il ne faut point s'imaginer que Socrate tint classe à la manière des autres Philosophes qui avaient un lieu fixe et marqué où ils assemblaient leurs disciples, et où ils leur donnaient des leçons à certaines heures. La manière de philosopher de Socrate ne consistait qu'en conversations avec ceux qui se trouvaient avec lui, en quelque tems et en quelque lieu que ce fût.

Un des principaux chefs dont Melitus accusa Socrate, fut de ce qu'au lieu de reconnaître pour Dieux ceux qui étaient tenus pour tels à Athènes, il y introduisait de nouvelles Divinitez; mais jamais accusation ne fut plus calomnieuse et moins fondée, puisque la règle que Socrate s'était prescrite sur cela à lui même, et qu'il donnait à ceux qui le consultaient, était de se conformer à l'oracle d'Apollon de Delphes, lequel consulté sur la manière dont on devait honorer les Dieux, répondit, que chacun devait le faire à la manière et selon les cérémonies qu'on pratiquait dans son pays. C'est

ce que faisait Socrate , offrant et sacrifiant aux Dieux du peu qu'il avait ; et quoique ce qu'il leur présentait fût peu de chose , il prétendait mériter autant auprès d'eux , que ceux qui leur faisaient les plus riches offrandes parce qu'il faisait en cela selon son pouvoir , et qu'il ne pouvait se persuader que les Dieux eussent plus d'égards aux grands , qu'aux petits sacrifices qu'on leur faisait. Il croyait au contraire que les Dieux n'avaient rien de plus agréable , que d'être honorez par les gens de bien.

Rien n'est plus simple ni en même tems plus religieux , que la priere dont il usait envers les Dieux , ne leur demandant rien en particulier , mais les priant de lui procurer ce qu'ils jugeraient eux-mêmes lui être bon et utile , car disait-il , de leur demander des richesses et des honneurs , c'est comme si on leur demandait la grace de donner bataille , ou de jouer aux dez , sans savoir quelle pourrait être l'issue du jeu ou de la bataille.

Bien loin de détourner du culte des Dieux ceux qui le fréquentaient , il se faisait au contraire un devoir d'y ramener ceux qui manquaient de religion. Xenophon rapporte sur cela la maniere dont il s'y prit pour inspirer de la pieté envers les Dieux à un certain Aristodemus , qui faisait profession de ne leur rendre aucun

honneur, et qui se moquait même de ceux qui leur sacrifiaient. Quand on lit dans Xenophon tout ce que Socrate dit en cette occasion sur la providence des Dieux à l'égard des hommes, on est surpris qu'un Philosophe qui a toujours vécu au milieu du Paganisme, ait pu avoir des pensées si saines et si justes sur ce qui regarde la Divinité.

Il était pauvre, mais si content dans sa pauvreté, que quoiqu'il ne tint qu'à lui d'être riche en acceptant les présens que ses amis et ses disciples voulaient le forcer de recevoir, il les renvoya toujours au grand déplaisir de sa femme, qui ne goutait point du tout cette Philosophie. Sa maniere de vivre pour la nourriture et pour les habits était si dure, que le Sophiste Antiphon, dont nous avons déjà parlé lui reprochait quelquefois qu'il n'y avait point d'esclave si misérable, qui pût s'en contenter et y tenir. Car, disait il, votre nourriture est la plus chetive du monde; d'ailleurs non seulement vous êtes toujours très pauvrement vetu; mais vous n'avez jamais qu'une même robe hyver et été; et rien par dessus cette robe; avec cela vous allez toujours nus pieds. Mais Socrate lui fit voir qu'il se trompait, s'il croyait que la félicité ne se trouvât que dans l'abondance et les délices; et que tout pauvre



qu'il lui paroïssait, il était plus heureux que lui. J'estime, disait-il, que, comme n'avoir besoin de rien, est une prérogative qui n'appartient qu'aux Dieux, aussi moins on a de besoins et plus on approche de la condition des Dieux.

Il n'était pas possible qu'une vertu aussi pure que celle de Socrate ne causât de l'admiration, surtout dans une ville comme Athenes, où cet exemple devait paraître fort extraordinaire; car ceux mêmes qui n'ont pas la force de suivre la vertu, ne sauraient s'empêcher de rendre justice à ceux qui la suivent. Celle de Socrate lui mérita bientôt l'estime universelle de ses concitoyens, et attira auprès de lui beaucoup de disciples de tout âge qui préféreraient le plaisir de l'entendre et de converser avec lui, aux amusemens les plus agréables. L'attrait était d'autant plus grand du côté de Socrate, qu'il joignait à une austérité très-rigide pour lui-même toute la douceur et la complaisance possible pour les autres. La première chose qu'il tâchait d'inspirer aux jeunes gens qui l'écoutaient, était la piété et le respect pour les Dieux. Ensuite il les portait autant qu'il pouvait à la tempérance et à l'éloignement des voluptés, leur représentant comment elles pri-

vaient l'homme du plus riche trésor dont il fût maître, c'est-à-dire de la liberté. Sa manière de traiter la Morale était d'autant plus séduisante, que le tout se faisait par manière de conversation, et sans aucun dessein formé. Car sans qu'il se proposât aucun point particulier à discuter, il s'attachait au premier qui se présentait et que le hasard fournissait. Il faisait d'abord une question, comme un homme qui cherche à s'instruire; et ensuite profitant de ce qu'on lui accordait dans les questions qu'il faisait, il amenait les gens à la proposition contradictoire de celle qu'ils avaient établis au commencement de la dispute. Il passait une partie de la journée à ces sortes de conférences de morale, où tout le monde était bien venu, et dont jamais personne ne partit, selon le témoignage de Xenophon, sans en devenir plus homme de bien.

Quoique Socrate n'ait rien laissé par écrit, cependant il est aisé de juger et du fonds de sa morale et de la manière dont il la traitait, par ce qui s'en trouve dans Platon et dans Xenophon. La conformité qui se remarque surtout pour la manière de disputer dans ce qu'en rapportent ces deux disciples de Socrate, est une preuve certaine de la méthode qu'il suivait.

On ne peut pas dire la même chose pour le fonds, surtout à l'égard de Platon, qui lui en prêtait quelquefois, comme Socrate le dit un jour après avoir lu son dialogue de *Lyfis*. \*) Mais il y a lieu de juger que Xenophon était plus fidèle; car ce qu'il rapporte de certains morceaux de conversation et de dispute entre Socrate et un autre interlocuteur, il déclare qu'il le fait comme historien, qui expose ce qu'il a entendu.

On aura peine à comprendre comment un homme qui portait tout le monde à honorer les Dieux, et qui prêchait pour ainsi dire aux jeunes gens l'éloignement de tout vice, a pu être condamné à mort comme impie envers les Dieux reconnus à Athènes, et comme corrupteur de la jeunesse. Aussi cette injustice criante ne se fit-elle que dans un tems de désordre, et sous le gouvernement séditieux des trente tyrans. \*\*) Voici ce qui y donna occasion.

Critias le plus puissant de ces trente tyrans avait été autrefois disciple de Socrate aussi bien

\*) Ein Gespräch von der Freundschaft, von einem der Mitredenden *Lyfis* überschrieben.

\*\*) Dreißig vornehme Athener, die sich der Oberherrschaft bemächtiget hatten.

qu'Alcibiade ; mais s'étant tous deux lassés d'une philosophie dont les maximes ne quadraient pas avec leur ambition et leur intempérance, ils l'abandonnerent enfin. Pour Critias, de disciple qu'il avait été de Socrate, il devint son plus grand ennemi, à cause de la fermeté avec laquelle Socrate lui reprochait une passion honteuse, et des obstacles par lesquels le même Socrate le traversa ; de sorte que Critias devenu l'un des trente tirans, n'eut rien tant à cœur que de perdre Socrate, qui d'ailleurs ne pouvant souffrir leur tyrannie parlait contr'eux avec beaucoup de liberté. Car voyant qu'ils faisaient mourir tous les jours beaucoup de citoyens et des principaux, il ne put s'empêcher de dire dans une compagnie, que si celui à qui on aurait donné des vaches à garder, les ramenait tous les jours plus maigres et en plus petit nombre, on trouverait étrange s'il n'avouait pas lui-même qu'il était très mauvais vacher. Critias et Charicles, deux des principaux de trente tirans, qui sentirent bien que la comparaison tombait sur eux, firent d'abord une loi par laquelle il était défendu d'enseigner dans Athenes l'art de discourir. Et quoique Socrate n'eût jamais fait profession de cet art, cependant on voyait bien que c'était à lui qu'on en voulait, et qu'on prétendait par-là lui ôter la liberté.

de conférer sur des points de morale selon sa coutume, avec ceux qui le fréquentaient.

Il alla trouver lui-même les deux auteurs de la loi, pour la leur faire expliquer. Mais comme il les embarrassait par la subtilité de ses interrogations, ils lui dirent formellement, qu'ils lui défendaient d'entrer en conversation avec les jeunes gens; et sur ce qu'il leur demanda jusqu'où ils étendaient l'âge des jeunes gens, ils déclarèrent qu'ils comprenaient sous ce nom tous ceux, qui étaient au dessous de trente ans. Mais, dit Socrate, ne répondrai-je point, si quelqu'un par hasard me demande, où est Charicles? où est Critias? Oui, dit Charicles. Mais, ajouta Critias, on te défend surtout un tas d'artisans qui ont les oreilles fatiguées de tes discours. Mais, reprit Socrate, si ceux qui me suivront me demandent ce que c'est que piété et justice? Oui, répondit Charicles, et les vachers aussi, te gardant bien toi-même de faire diminuer le nombre de vaches. Il n'en fallut pas davantage à Socrate pour connaître ce qu'il devait craindre de la part de ces deux tirans, et que sa comparaison des vaches les avait irrités au dernier point.

Mais parce que dans la réputation de vertu où était Socrate, il eût été trop odieux de

vouloir l'attaquer et l'appeller en jugement, on crut qu'il fallait commencer par le décréditer dans le public; et c'est ce qu'on opéra par la comédie d'Aristophane \*) intitulée *les Nuées*, où l'on fait passer Socrate pour un homme qui enseigne l'art de faire paraître juste ce qui est injuste. La comédie ayant eu son effet par le ridicule qu'elle jetta sur Socrate, Melitus se présenta pour former une accusation capitale contre lui, dans la quelle il le taxait 1) de ne point reconnaître les Dieux qu'on honorait à Athenes, et d'en introduire de nouveaux; 2) de corrompre la jeunesse, c'est-à-dire, de lui enseigner à ne point respecter leurs parens ni les magistrats. L'accusateur requerrait que pour ces deux crimes il fût condamné à mort.

Quelques animez que fussent contre Socrate les trente tirans et surtout Critias et Charicles, il est certain qu'ils auraient eu de la peine à le faire condamner, pour peu qu'il eût voulu s'aider lui-même; mais l'intrepidité et la hauteur avec laquelle il soutint cette accusation, refusant même de payer aucune amende, parceque ç'aurait été s'avouer coupable en quel-

\*) Eines berühmten dramatischen Dichters damaliger Zeit.

que forte ; et surtout la fermeté avec laquelle il parla aux juges , lorsque interpellé par eux de dire lui-même à quelle peine il reconnaissait devoir être condamné , il leur dit hautement, qu'il croyait mériter d'être nourri le reste de sa vie aux dépens du public dans l'hôtel-de-ville : tout cela aigrit de nouveau les esprits des trente tirans qui le firent condamner à mort. Un philosophe très éloquent nommé Lyfias lui avait composé une apologie afin qu'il s'en servît et la prononçât quand il paraîtrait devant les juges. Socrate après l'avoir entendue , avoua qu'elle était fort bonne ; mais il la lui remit , disant qu'elle ne lui convenait pas. Mais pourquoi , reprit Lyfias , ne vous conviendrait-elle pas , puisque vous la trouvez bonne ? Eh , mon ami , répondit-il , des habits et des souliers ne peuvent-ils pas être très bons , et cependant n'être pas bons pour moi ? C'est qu'en effet , quoique l'apologie fût très belle et très forte , elle était tournée d'une manière qui ne convenait point à la droiture et à la candeur de Socrate. Socrate ayant été condamné à mort , fut mené en prison , où quelques jours après il mourut ayant avalé de la ciguë. C'était la manière dont on faisait mourir pour lors ceux qui étaient condamnés à la mort chez les Athéniens.

Diogene Laërce\*) prétend que Socrate fut marié deux fois; mais des deux femmes qu'il lui donna, on ne connaît guère que la fameuse Xantippe, de laquelle il eut un fils nommé Lamprocles. Cette femme s'est rendue célèbre par sa mauvaise humeur et par l'exercice qu'elle donna à la patience de Socrate. Il disait qu'il l'avait prise pour femme, parcequ'il était persuadé que s'il pouvait parvenir à supporter sa mauvaise humeur, il ne trouverait plus rien qui lui fût insupportable.

Socrate prétendait avoir un génie qui le dirigeait par des inspirations secrètes en certaines occasions. Platon, Xenophon et d'autres anciens auteurs en font mention. Plutarque\*\*), Apulée\*\*\*), et Maxime de Tyr†)

\*) Er schrieb in griechischer Sprache das Leben berühmter griechischer Philosophen, und lebte im dritten Jahrhundert nach C. G.

\*\*) Ein Grieche aus Böotien, der durch viele vortrefliche, historische und philosophische Schriften bekannt ist. Er lebte im ersten und zweiten Jahrhundert nach C. G.

\*\*\*) Er schrieb in lateinischer Sprache unter andern auch über platonische Philosophie. Er lebte im zweiten Jahrhundert nach C. G.

†) Er schrieb philosophische Abhandlungen in griechischer Sprache, zu Anfang des dritten Jahrhunderts.



ont fait chacun un livre exprès sur ce génie ou démon de Socrate.

Socrate mourut la première année de la 95 Olympiade à l'âge de 68 ans.

**Platon.\*)**

Né la 1<sup>re</sup> année de la 88 Olympiade, mort la 1<sup>re</sup> de la 108, âgé de 81 ans.

De toutes les sectes qui sortirent de l'école de Socrate, aucune n'eut plus d'éclat, ne fut aussi nombreuse, ne se soutint aussi longtems, que le *Platonisme*. Ce fut comme une religion que les hommes professèrent depuis son établissement, sans interruptions, jusqu'à ces derniers tems. Elle eut un sort commun avec le reste des connaissances humaines; elle parcourut les différentes contrées de l'Asie, de l'Afrique et de l'Europe, y entrant à mesure que la lumière y poignait, et s'en éloignant à mesure que les ténèbres s'y reformaient. On voit Platon marcher d'un pas égal avec Aristote, et partageant l'attention de l'univers. Ce

\*) Diese und die folgende Lebensbeschreibung sind aus der französischen Encyclopædie genommen, weil sie hier reichhaltiger sind als in den *vies des anciens philosophes*.

font deux voix également éclatantes qui se font entendre l'une dans l'ombre des écoles\*) l'autre dans l'obscurité des temples.\*\*\*) Platon conduit à sa suite l'éloquence, l'enthousiasme, la vertu, l'honnêteté, la decence et les graces. Aristote a la méthode à sa droite, et le syllogisme à sa gauche: il examine, il divise, il distingue, il dispute, il argumente, tandis que son rival semble prophétiser.\*\*\*)

Platon naquit à Athenes. Il fut allié par Ariston son père à Codrus†) et par sa mère Pericthioné à Solon. Le jour de sa naissance fut dans la suite un jour de fête pour les philosophes. Ses premières années furent employées aux exercices de la gymnastique††) à la pratique de la peinture, et à l'étude de la musique, de l'éloquence, et de la poésie dithyrambique, épique et tragique†††):

\*) Die Philosophie des Aristoteles ward mehrere Jahrhunderte hindurch fast ausschliessend in den Schulen gelehrt.

\*\*) Unsere Theologie hat vieles aus der Platonischen Philosophie entlehnt z. B. die Lehre von der Dreieinigkeit.

\*\*\*)) Weissagen, das bedeutet hier, wie ein begeisterter, oder in erhabener Dichtersprache reden.

†) Dem letzten Könige der Athener.

††) Den Leibes-übungen.

†††) Der höhern Ode, besonders zum Lobe des Weingotts; des Heldengedichts und des Trauerspiels.

mais ayant comparé ses vers avec ceux d'Homère, il les brula et se livra tout entier à la Philosophie.

On dit qu'Apollon\*), épris de la beauté de sa mère Pericthioné, habita avec elle, et que notre philosophe dut le jour à ce dieu. On dit qu'un spectre se reposa sur elle, et qu'elle conçut cet enfant sans cesser d'être vierge. On dit qu'un jour Ariston et sa femme sacrifiant aux Muses sur le mont Hymette \*\*) Pericthioné déposa le jeune Platon entre des myrtes, où elle le retrouva environné d'un essaim d'abeilles, dont les unes voltigeaient autour de sa tête et les autres enduisaient ses lèvres de miel. On dit que Socrate vit en songe un jeune cigne s'échapper de l'autel qu'on avait consacré à l'Amour \*\*\*) dans l'Académie †), se reposer sur ses genoux, s'élever dans les airs, et attacher par la douceur de

\*) Der Gott des Lichts und der Wissenschaften und Künste.

\*\*) Ein Berg im Athenischen, bekannt durch seine vielen Blumen und Blüten, und durch den Honig, den die Bienen daraus fogen, und der für den besten gehalten ward,

\*\*) Dem Amor oder Gott der Liebe.

†) Einem Lustwald oder Garten unweit Athen, wo Leibesübungen getrieben und auch Wissenschaften gelehrt wurden. Durch Plato, der hier auch lehrte, ist diese Akademie sehr berühmt geworden, und von ihr führen noch izt hohe Schulen und gelehrte Gesellschaften den Namen.

son chant les oreilles des hommes et des dieux ; et que lorsqu' Ariston présenta son fils à Socrate, celui-ci s'écria : *Je reconnais le cigne de mon songe.* Ce sont autant de fictions que des auteurs graves n'ont pas rougi de débiter comme des vérités, et qu'il y aurait peut-être du danger de contredire, si Platon était le fondateur de quelque système religieux adopté.

Il s'attacha dans sa jeunesse à Cratyle de l'école d'Héraclite<sup>\*</sup>). Socrate, sous lequel il étudia pendant huit ans lui reconnut bientôt ce gout pour le syncrétisme, ou cette espece de philosophie qui cherchant à concilier entr'elles des opinions opposées, les adultere et les corrompt.

Il n'abandonna point son maître dans la persécution. Il se montra au milieu de ses juges, entreprit son apologie, et offrit sa fortune pour qu'il fût sursis à sa condamnation ; mais on rejetta ses offres et Socrate but la cigue.

La mort de Socrate laissa la douleur et la terreur parmi les philosophes. Ils se refugie-

\*) Diese Schule beschäftigte sich, wie die meisten vor dem Sokrates, hauptsächlich mit der theoretischen (betrachtenden) Philosophie. Heraklit hielt das Feuer für den Ursprung aller Dinge.

rent à Mégare <sup>1)</sup> chez le dialecticien <sup>2)</sup> Euclide, où ils attendirent un tems moins orageux. De-là Platon passa en Egypte, où il visita les prêtres; en Italie, où il s'initia dans la doctrine de Pythagore <sup>3)</sup>; il vit à Cyrene <sup>4)</sup> le géometre Theodore <sup>5)</sup>, il ne négligea aucun moyen d'augmenter ses connaissances. De retour à Athenes il ouvrit son école; il choisit un gymnase, environné d'arbres, et situé sur les confins d'un fauxbourg; ce lieu s'appellait *Académie*. On lisait à l'entrée: *On n'est point admis ici sans être géometre*.

L'Académie était voisine du *Céramique*. <sup>6)</sup> Là il y avait des statues de Diane <sup>7)</sup>; et

1) Einer Stadt an der korinthischen Land-enge.

2) Einen Lehrer und Meister in der Dialektik d. i. in der Kunst zu untersuchen und zu disputiren.

3) Des Stifters der Italienischen Schule, die eine Art von geheimer Gesellschaft war, und manche ihrer religiösen und politischen Ideen nicht öffentlich bekannt werden liefs.

4) Einer Stadt in Afrika.

5) Der weiter nicht bekannt ist.

6) Ein öffentlicher Ort, der vorzüglich zum Begräbnifs berühmter Männer bestimmt gewesen zu seyn scheint. In Athen gab es auch einen Ceramicus, wo aber niemand begraben wurde.

7) Der Schwester des Apollos. Sie war die Göttin der Nacht, so wie er der Gott des Tages.

les tombeaux de Thrasylbule, de Périclès, de Chabrias, de Phormion <sup>1)</sup>, et de ceux qui étaient morts à Marathon <sup>2)</sup>, et des monumens de quelques hommes, qui avaient bien mérité de la république, et une statue de l'Amour, et des autels consacrés à Minerve <sup>3)</sup>, Mercure <sup>4)</sup>, aux Muses <sup>5)</sup>, à Hercule <sup>6)</sup>, et à Jupiter, et les trois Graces <sup>7)</sup>, et l'ombre de quelques platanes antiques. Platon laissa cette partie de son patrimoine en mourant à tous ceux qui aimeraient le repos, la solitude, la méditation et le silence.

Platon ne manqua pas d'auditeurs. Speusippe <sup>8)</sup>, Xenocrate <sup>9)</sup>, et Aristote <sup>10)</sup> assistèrent

1) Berühmte Athenische Helden und Staatsmänner.

2) Ein Feld im Athenischen, wo Miltiades die Perser schlug.

3) Der Göttin der Weisheit, die zugleich die Schutzgöttin Athens war.

4) Dem Götterboten.

5) Den neun Töchtern Jupiters und der Mnemosyne, als Vorsteherinnen der Wissenschaften und Künste.

6) Dem bekannten Helden dieses Namens, der auch nach seinem Tode als ein Halbgott verehrt ward.

7) Göttinnen der Anmuth und Huld, Gefährtinnen der Göttin der Schönheit und Liebe.

8) Platos Schwestersohn. Er lehrte nach Platos Tode in der Akademie.

9) Auch ein berühmter Lehrer der Akademie.

10) Desseu Leben nachher folgt.

à ses leçons. Il forma Hypéride, Lycurgue, Démoisthène et Isocrate.<sup>1)</sup> Ce fut dans l'academie un concours de personnes de tout age, de tout état, de tout sexe, et de toute contrée. Tant de célébrité ne permit pas à l'envie et à la calomnie de rester assoupies: Xenophon, Antisthene, Diogene, Aristippe, Aeschyne, Phédon<sup>2)</sup>, s'éleverent contre lui, et Athenée<sup>3)</sup> s'est plu à transmettre à la postérité les imputations odieuses, dont on a cherché à flétrir la mémoire de Platon; mais une ligne de ses ouvrages suffit pour faire oublier et ses défauts, s'il en eût, et les reproches de ses ennemis. Il semble qu'il soit plus permis aux grands hommes d'être méchants. Le mal qu'ils commettent, passe avec eux; le bien qui résulte de leurs ouvrages, dure éternellement. Ils ont affligé leurs parens, leurs amis, leurs concitoyens, leurs contemporains, je le veux, mais ils continuent d'instruire et d'éclairer l'univers. J'aimerais mieux Bacon<sup>4)</sup> grand auteur et hom-

1) Berühmte Redner.

2) Lauter Schüler des Sokrates und berühmte Philosophen.

3) Lebte im dritten Jahrhundert und schrieb 15 Bücher gelehrte Tischgespräche, die unter andern viel Anekdoten von berühmten Männern des Alterthums enthalten.

4) Ein berühmter engländischer Philosoph. Er lebte unter Elisabeth und ihrem Nachfolger und war Kanzler. Man zieht seine Rechtschaffenheit in Zweifel.

me de bien; mais s'il faut opter, je l'aime mieux encore grand homme et fripon, qu'homme de bien et ignorant; ce qui eût été le mieux pour lui et pour les siens, n'est pas le mieux pour moi. C'est un jugement que nous portons malgré nous: nous lisons Homere, Virgile, Horace, Cicéron, Milton\*), le Tasse\*\*), Corneille, Racine et ceux qu'un talent extraordinaire a placés sur la même ligne, et nous ne songeons guere à ce qu'ils ont été. Le méchant est sous la terre, nous n'en avons plus rien à craindre; ce qui reste après lui de bien, subsiste et nous en jouissons. Voilà des lignes vraies, que j'écris à regret; car il me plairait bien davantage de troubler le grand homme qui vit tranquille sur sa malfaisance; que de l'en consoler par l'oubli que je lui en promets; mais après tout, cette éponge des siècles fait honneur à l'espece humaine.

Platon fut un homme de génie, laborieux, continent et sobre, grave dans son discours et dans son maintien, patient, affable.

Il s'appliqua toute sa vie à rendre la jeunesse instruite et vertueuse. Il ne se mêla

\*) Ein engländischer Dichter, Verfasser des *verlohrnen Paradieses*.

\*\*) Ein Italienischer Dichter, Verfasser des *befreiten Jerusalem*.



point des affaires publiques. Ses idées de législation ne quadraient pas avec celles de Dracon et de Solon : il parlait de l'égalité de fortune et d'autorité, qu'il est difficile d'établir, et peut-être impossible de conserver chez aucun peuple. Les Arcadiens, les Thébains, les Syracusains, les Crétois\*) et d'autres peuples qui travaillaient à réformer leurs gouvernemens, l'appellerent; mais trouvant une répugnance invincible à la communauté générale de toutes choses, de la férocité, de l'orgueil, de la suffisance, trop de richesses, trop de puissance, des difficultés de toute espèce, il n'alla point, il se contenta d'envoyer ses disciples. Dion, Pithon et Héraclide\*\*) qui avaient puisé dans son école la haine de la tyrannie, en affranchirent le premier la Sicile, les deux autres la Thrace\*\*\*). Il fut aimé de quelques Souverains; les Souverains ne rougissaient pas alors d'être philosophes.

Il voyagea trois fois en Sicile; la première pour connaître l'île et voir la chaudière de

\*) Lauter griechische Völkerschaften, denn auch die Syracuser in Syccilien waren eine griechische Colonie.

\*\*) Drei Männer von edler Geburt und großem Ansehen in ihrem Vaterlande.

\*\*\*) Thracien lag im Norden von Griechenland, bis an die Donau hin.

l'Etna; la seconde, à la sollicitation de Dion et des Pythagoriciens, qui avaient espéré que son éloquence et sa sagesse pourraient beaucoup sur les esprits; ce fut aussi l'objet de la troisième visite qu'il fit à Denys \*), De retour dans Athenes, il se livra tout entier aux Muses et à la philosophie. Il jouit d'une santé constante et d'une longue vie, récompense de sa frugalité; il mourut âgé de 81 ans. Le Perse Mithridate lui éleva une statue\*\*), Aristote un autel; on consacra par la solennité le jour de sa naissance, et l'on frappa des monnoies à son effigie.

Les siècles qui se sont écoulés, n'ont fait qu'accroître l'admiration qu'on avait pour ses ouvrages. Son stile est moyen entre la prose et la poésie; il offre des modèles en tout genre d'éloquence; celui qui n'est pas sensible aux charmes de ses dialogues, n'a point de goût. Personne n'a su établir le lien de la scène avec plus de vérité, ni mieux soutenir ses caractères. Il a des momens de l'enthousiasme le plus sublime. Son dialogue de la sainteté est un

\*) Dem Beherrscher Siciliens: Dis war der jüngere Dionys, dem auch schon der zweite Besuch galt. Er wollte diesen mit dem Dion ausöhnen, erreichte aber seinen Zweck nicht.

\*\*) Aber nicht in Persien, sondern in der Akademie.

chef-d'oeuvre de finesse ; son apologie de Socrate en est un de véritable éloquence. Il y a plus à profiter pour un homme de génie dans une page de cet auteur , que dans mille volumes de critique.

Il professa la double doctrine<sup>\*)</sup>. Il est difficile , dit-il dans le *Timée* , de remonter à l'auteur de cet univers , et il serait dangereux de publier ce qu'on en découvrirait. Il vit que le doute était la base de la véritable science ; aussi tous ses dialogues respirent-ils le scepticisme ; ils en ressemblent d'autant plus à la conversation. Il ne s'ouvrit de ses véritables sentimens qu' à quelques amis , le sort de son maître l'avait rendu circonspect ; il fut partisan jusqu' à un certain point du silence pythagorique ; il imita les prêtres de l'Egypte , les mortels les plus taciturnes et les plus cachez. Il est plus occupé à réfuter qu' à prouver , et il échappe presque toujours à la malignité du lecteur à l'aide d'un grand nombre d'interlocuteurs , qui ont alternativement tort et raison. Il appliqua les Mathématiques à la philosophie , il tenta de remonter à l'origi-

\*) Das heißt , er sagte über Staats- und Religions-angelegenheiten seine wahre Meinung nicht öffentlich oder doch nicht geradezu ; er ließ sie von dem großen Haufen allenfalls errathen , und entdeckte sie nur seinen verständigen und verschwiegenen Freunden.

ne des choses, et il se perdit dans ses spéculations. Il est peut-être moins à lire pour les choses qu'il dit que pour la manière de les dire. Ce n'est pas qu'on ne rencontre chez lui des vérités générales d'une philosophie profonde et vraie. Parle-t-il de l'harmonie générale de l'univers, celui qui en fut l'auteur, emprunterait sa langue et ses idées.

*Quelques traits de la philosophie pratique de Platon, et premièrement de sa morale.*

Dieu est le souverain bien.

La connaissance et l'imitation du souverain bien est la plus grande félicité de l'homme,

Ce n'est que par l'ame que l'homme peut acquérir quelque similitude avec Dieu.

La beauté, la santé, la force, les richesses, les dignitez ne sont des biens que par l'usage qu'on en fait : ils rendent mauvais ceux qui en abusent.

La nature a doué de certaines qualitez sublimes ceux qu'elle a destinez à la condition de philosophe. Ils seront un jour assis à la table des dieux : c'est-là qu'ils connaîtront la vérité, et qu'ils riront de la folie de ceux qui se laissent jouer par des simulacres.

Il n'y a de bon que ce qui est honnête,

Il faut préférer à tout la vertu, parce que c'est une chose divine. Elle ne s'apprend point, Dieu la donne.

Celui qui fait être vertueux, fait être hûreux au milieu de l'ignominie, dans l'exil, malgré la mort et ses terreurs.

Donnez tout à l'homme excepté la vertu, vous n'aurez rien fait pour son bonheur.

Il n'y a qu'un grand précepte, c'est de s'affimiler à Dieu.

On s'affimile à Dieu par degrez, et le premier c'est d'imiter les bons genies\*), et d'avoir leur prudence, leur justice et leur temperance.

Il faut être persuadé de la misere actuelle de sa condition, et regarder le corps comme une prison dont l'ame tirée par la mort passera à la connaissance de la nature essentielle et vraie, si l'homme a été hureusement né, s'il a reçu une éducation, des moeurs, des sentimens conformes à la loi générale, et s'il a pratiqué les maximes de la sagesse.

L'effet nécessaire de ces qualitez sera de le séparer des choses humaines et sensibles\*\*),

\*) In unserer Sprache, die guten Engel. Plato verstand körperlose Geister oder Dämonen darunter.

\*\*) Sinnlich heist, was nur mit Hülfe der Sinne erkannt wird, als Farben, Töne, Gerüche u. s. w.

et de l'attacher à la contemplation des intelligibles \*).

Voilà la préparation au bonheur: on y est initié par les mathématiques.

Les pas suivans consistent à dompter ses passions, et à s'accoutumer à la tâche du philosophe ou à l'exercice de la vertu.

La vertu est la meilleure et la plus parfaite affection de l'ame, qu'elle embellit et où elle affied la constance et la fermeté avec l'amour de la vérité dans la conduite et les discours, seul ou avec les autres.

Chaque vertu a sa partie de l'ame à laquelle elle préside. La prudence préside à la partie qui raisonne; la force \*\*) à la partie qui désire.

La prudence est la connaissance des biens, des maux, et des choses qui tiennent le milieu. La force est l'observation légitime d'un décret doux ou pénible. La tempérance est l'affujettissement des passions à la raison. La justice est une harmonie particulière de ces trois vertus, en conséquence de laquelle chaque partie de l'ame s'occupe de ce qui lui est propre, de

\*) Der *Vernunft-wesen*, d. i. der Dinge, die bloß gedacht, nicht sinnlich wahrgenommen werden können.

\*\*) Die Kraft oder Seelen-stärke.

la maniere la plus conforme à la dignité de son origine: la raison commande et le reste obéit.

Les vertus sont tellement enchainées entr'elles, qu' on ne peut les séparer: celui qui peche, est deraisonnable, imprudent et ignorant. Il est impossible que l'on soit en même tems prudent, intempérant et pusillanime.

La passion est un mouvement aveugle de l'ame frappée d'un objet bon ou mauvais.

Les passions ne sont pas de la partie raisonnable \*); aussi naissent-elles et passent-elles malgré nous.

Il y a des passions sauvages et féroces; il y en a de douces.

La volupté, la douleur, la colere, la commiseration sont du nombre de ces dernieres; elles sont de la nature de l'homme; elles ne commencent à être vicieuses qu'en devenant excessives.

Les passions sauvages et féroces ne sont pas dans la nature; elles naissent de quelque dépravation particuliere; telle est la misanthropie.

\*) Plato nahm drei Seelen oder drei Theile der Seele an, die vernünftige oder denkende, die begehrende (in welcher auch die Leidenschaften ihren Sitz haben) und die thierisch-sinnliche.

L'amitié est une bienveillance réciproque qui rend deux êtres également soigneux l'un du bonheur de l'autre; égalité qui s'établit et qui se conserve par la conformité des mœurs.

L'amour est une espèce d'amitié.

Il y a trois sortes d'amour; un amour hon-  
teux et brutal, qui n' a d'objet que la volupté  
corporelle; un amour honnête et céleste, qui  
ne regarde qu' aux qualitez de l'ame; un amour  
moyen, qui se propose la jouissance de la beau-  
té de l'ame et du corps.

### *De la politique de Platon.*

Les fonctions des citoyens dans la républi-  
que, semblables à celles des membres du corps,  
se réduiront à la garder, à la défendre et à la  
servir. Les gardiens de la république veillent  
et commandent; ses défenseurs prennent les  
armes et se battent; ses serviteurs sont répan-  
dus dans toutes les autres professions.

La république la plus hûreuse est celle, où  
le souverain philosophe connaît le premier  
bien. \*)

Les hommes vivront misérables tant que  
les philosophes \*\*) ne regneront pas, ou que

•) Das höchste Gut, das ist nach Plato, Gott, und dieser  
ist der Inbegriff aller Vollkommenheit.

\*\*) D. i. die vorzüglichsten Menschen nach Kopf und Herz.



ceux qui regnent, conduits d'une forte d'inspiration divine, ne seront pas philosophes.

La république peut prendre cinq formes différentes; l'aristocratie où un petit nombre de nobles commande; la timocratie, où l'on obéit à des ambitieux; la démocratie où le peuple exerce la souveraineté; l'oligarchie, où elle est confiée à quelques uns; la tyrannie ou l'administration d'un seul, la plus mauvaise de toutes \*).

Si l'administration peche, il faut la corriger; c'est l'usage d'un nombre d'hommes de tout age et de toute condition, dont les différens intérêts se balanceront.

La vertu de l'homme politique consiste à diriger ses pensées et ses actions au bonheur de la république.

---

\*) Diese Eintheilung ist fehlerhaft. Die Oligarchie und die Timokratie sind nur *Unter-arten* von der Aristokratie. Und die gemischten Formen, wie z. B. die engländische, fehlen ganz.

## Aristote.

Né la 1<sup>re</sup> année la 99 Olympiade; mort la 3<sup>e</sup> année  
de la 114, âgé de 63 ans.

Aristote, fils de Nicomachus et de Phaëtiade, naquit à Stagire, petite ville de Macédoine. Son pere était médecin et ami d'Amintas, pere de Philippe \*). La mort prématurée de Nicomachus fit tomber Aristote entre les mains d'un certain Proxenus, qui se chargea de son éducation, et qui lui donna les principes de tous les arts et de toutes les sciences. Aristote en fut si reconnaissant, qu'il lui éleva des Statues après sa mort, et qu'il en usa envers son fils Nicanor, qu'il instruisait dans tous les arts libéraux, ainsi que son tuteur en avait usé envers lui. On ne fait pas trop de quelle manière il passa les premières années de sa jeunesse. Si l'on en croit Epicure, Athenée et Elién \*\*), il avait reçu de la part de son tuteur une très mauvaise éducation; et pour le confirmer, ils disent, qu'abandonné à lui-même, il dissipa tout son patrimoine, et embrassa par

\*) Alexanders Vater.

\*\*) Ein griechischer Geschichten-sammler, der im dritten Jahrhundert lebte.

libertinage le parti des armes; ce qui ne lui ayant pas réussi, il fut obligé dans la suite, pour pouvoir vivre, de faire un petit trafic de poudre de senteur, et de vendre des remèdes. Mais il y en a qui recusent le témoignage de ces trois philosophes, connus d'ailleurs par leur animosité, et par les traits satiriques qu'ils lançaient contre tous ceux dont le mérite les blessait; et ils en appellent à Ammianus\*), lequel rapporte cet Oracle d'Apollon, qui lui fut adressé: *Allez à Athenes, et étudiez persévèrement la philosophie: vous aurez plus besoin d'être retenu que d'être poussé.* Il fallait que les oracles alors fussent bien oisifs, pour répondre à de pareilles interrogations.

La grande réputation que Platon s'était acquise, engageait tous les étrangers à se mettre sous sa discipline. Aristote vint donc à l'academie; mais des les premiers jours il y parut moins en disciple, qu'en génie supérieur. Il devança tous ceux qui étudiaient avec lui; on ne l'appellait que *l'esprit* ou *l'intelligence\*\*)*. Il joignait à ses talens une ardeur insatiable de tout savoir, une lecture immense, qui lui faisait parcourir tous les livres

\*) Mit dem Zunahmen Marcellinus, ein Geschichtschreiber, der im vierten Jahrhunderte lebte.

\*\*) Der Verstand in eigner Person,

des anciens. Sa passion pour les livres alla si loin, qu'il acheta jusqu' à trois talens\*) les livres de Speusippe. Strabon dit de lui qu'il pensa le premier à se faire une bibliothèque. Sa vaste littérature paraît assez dans les ouvrages qui nous restent de lui. Combien d'opinions des anciens a-t-il arraché à l'oubli, dans lequel elles seraient aujourd'hui ensevelies, s'il ne les en avait retirées, et s'il ne les avait exposées dans ses livres avec autant de jugement que de variété. Si nous nous en rapportons à Ammianus, il demeura pendant vingt ans sous la discipline de Platon, dont il honora la mémoire par un autel qu'il érigea, et sur lequel il fit graver ces deux vers ;

Gratius Aristoteles struit hoc Altare Platoni,  
Quem turbae injustae vel celebrare nefas\*\*).

Il y a bien d'autres preuves de son amour envers son maître, témoin l'oraison funèbre qu'il composa pour lui, et mille épigrammes dans lesquelles il a rendu justice à ses grands talens. Mais il y en a qui prétendent que tous ces témoignages de l'attachement d'Aristote sont

\* Dreimal 900 Thaler.

\*\*) D. i. aus Dankbarkeit errichtet Aristoteles diesen Altar dem Platon, einem Manne, den man vor dem ungerechten grossen Haufen nicht einmal loben darf.

démentis par la brouillerie qui s'éleva entre lui et Platon. En effet le maître se faisait souvent un plaisir de mortifier son disciple; il lui reprochait, entr'autres choses, trop d'affectation dans ses discours, et trop de magnificence dans ses habits. Aristote de son côté ne cessait de railler son maître, et de le piquer dans toutes les occasions qui se présentaient. Ces mesintelligences allerent si loin, que Platon lui préfera Xénocrate, Speusippe, Amiclas et d'autres qu'il affecta de mieux recevoir que lui, et pour lesquels il n'eut rien de secret: On rapporte même qu' Aristote prit le tems où Xénocrate était allé faire un voyage dans sons país, pour rendre visite à Platon, étant escorté d'un grand nombre de disciples; qu'il profita de l'absence, de Speusippe, qui était alors malade, pour provoquer à la dispute Platon, à qui son grand âge avait oté la mémoire; qu'il lui fit mille questions sophistiques, plus embarrassantes les unes que les autres; qu'il enveloppa adroitement dans les pieges séduisants de sa subtile dialectique, et qu'il l'obligea à lui abandonner le champ de bataille. On ajoute que Xénocrate étant revenu trois mois après de son voyage, fut fort surpris de trouver Aristote à la place de son maître; qu'il en demanda la raison; et sur ce qu'on lui répon-

dit que Platon avait été forcé de céder le lieu de la promenade, qu'il était allé trouver Aristote; qu'il avait vu environné d'un grand nombre de gens fort estimés, avec lesquels il s'entretenait paisiblement de questions philosophiques; qu'il l'avait salué très-respectueusement, sans lui donner aucune marque de son étonnement: mais qu'ayant assemblé ses compagnons d'étude, il avait fait à Speusippe de grands reproches d'avoir ainsi laissé Aristote maître du champ de bataille; qu'il avait attaqué Aristote, et qu'il avait obligé de céder à son tour une place dont Platon était plus digne que lui.

D'autres disent que Platon fut vivement piqué, que de son vivant Aristote se fût fait chef de parti, et qu'il eût érigé dans le Lycée \*) une secte entièrement opposée à la sienne. Il le comparait à ces enfans vigoureux, qui battent leurs nourrices après s'être nourris de leur lait. L'auteur de tous ces bruits si défavorables à la réputation d'Aristote, est un certain Aristoxène, que l'esprit de vengeance anima contre lui, selon le rapport de Suidas \*\*).

\*) Ein Gymnasium wie die Akademie.

\*\*) Er lebte im elften oder zwölften Jahrhundert und schrieb ein griechisches Wörterbuch, das mitunter auch manche historische Bemerkungen enthält.

parce qu'il lui avait préféré Theophraste \*), qu'il avait désigné pour être son successeur. Il n'est point vraisemblable, comme le marque fort bien Ammianus, qu' Aristote ait osé chasser Platon du lieu où il enseignait, pour s'en rendre le maître, et qu'il ait formé de son vivant une secte contraire à la sienne. Le grand crédit de Chabrias et de Timothée, qui tous deux avaient été à la tête des armées, et qui étaient parens de Platon, aurait arrêté une entreprise si audacieuse. Bien loin qu' Aristote ait été un rebelle qui ait osé combattre la doctrine de Platon, pendant qu'il vivait, nous voyons que même depuis sa mort, il a parlé toujours de lui en termes qui marquaient combien il l'estimait. Il est vrai que la secte péripatécienne \*\*) est bien opposée à la secte académique; mais on ne prouvera jamais qu'elle soit née avant la mort de Platon. Et si Aristote a abandonné Platon, il n'a fait que jouir du droit des philosophes; il a fait céder l'amitié qu'il devait à son maître, à l'amour qu'on doit encore plus à la vérité. Il peut se faire pourtant que dans l'ardeur de la dispute il n'ait

\*) Er schrieb unter andern *sittliche Charakter-schilderungen*.

\*\*) So hieß die Sekte, deren Stifter Aristoteles war. Das Wort bedeutet *wandelnd*, weil A. nicht *stehend* oder *sitzend*, sondern *wandelnd* lehrte.

pas assez ménagé son maître; mais on le peut pardonner au feu de sa jeunesse, et à cette grande vivacité d'esprit qui l'emportait au-delà des bornes d'une dispute modérée.

Platon en mourant laissa le gouvernement de l'académie à Speusippe son neveu. Choqué de cette préférence, Aristote prit le parti de voyager, et il parcourut les principales villes de la Grece, se familiarisant avec tous ceux de qui il pouvait tirer quelque instruction; ne dédaignant pas même cette sorte de gens qui font de la volupté toute leur occupation, et plaisent du moins s'ils n'instruisent.

Durant le cours de ses voyages, Philippe roi de Macédoine, et juste appréciateur du mérite des hommes lui manda que son dessein était de le charger de l'éducation de son fils. „Je rends moins grace aux dieux, lui écrivait-il, de me l'avoir donné, que de l'avoir fait naître pendant votre vie; je compte que par vos conseils il deviendra digne de vous et de moi.“ Quel honneur pour un philosophe, que de voir son nom lié avec celui d'un héros, tel que celui d'Alexandre le Grand! Et quelle récompense plus flatteuse de ses soins, que d'entendre ce jeune héros répéter souvent: „Je dois le jour à mon pere, mais je dois à mon



précepteur l'art de me conduire ; si je regne avec quelque gloire , je lui en ai toute l'obligation."

Il y a apparence qu' Aristote demeura à la cour d'Alexandre , et y jouit de toutes les prérogatives qui lui étaient dues , jusqu' à ce que ce prince , destiné à conquérir la plus belle partie du monde , porta la guerre en Asie. Le philosophe se sentant inutile , reprit alors le chemin d'Athènes. Là il fut reçu avec une grande distinction , et on lui donna le Lycée , pour y fonder une nouvelle école de philosophie. Quoique le soin de ses études l'occupât extrêmement , il ne laissait pas d'entrer dans tous les mouvemens et dans toutes les querelles qui agitaient alors les divers états de la Grèce. On le soupçonne même de n' avoir point ignoré la malheureuse conspiration d'Antipater , qui fit empoisonner Alexandre à la fleur de son âge , et au milieu des plus justes espérances de s'affujettir le monde entier.

Cependant Xénocrate qui avait succédé à Speusippe , enseignait dans l'académie la doctrine de Platon. Aristote qui avait été son disciple pendant qu'il vivait , en devint le rival après sa mort. Cet esprit d'émulation le porta à prendre une route différente vers la renommée , en s'emparant d'un district que person-

ne encore n'avait occupé. Quoiqu'il n'ait point prétendu au caractère de législateur, il écrivit cependant des livres de loix et de politique, par pure opposition à son maître. Il observa, à la vérité, l'ancienne méthode de la double doctrine, qui était si fort en vogue dans l'académie, mais avec moins de réserve et de discrétion que ceux qui l'avaient précédé. Les Pythagoriciens et les Platoniciens faisaient de cette méthode même un secret de leurs écoles; mais il semble qu'Aristote ait eu envie de la faire connaître à tout le monde, en indiquant publiquement la distinction que l'on doit faire de ces deux genres de doctrines: aussi s'explique-t-il sans détour, et de la manière la plus dogmatique, contre les peines et les récompenses d'une autre vie. La mort, dit-il, dans son *traité de la Morale*, est de toutes les choses la plus terrible; c'est la fin de notre existence, et après elle l'homme n'a ni bien à espérer, ni mal à craindre.

Dans sa vieillesse Aristote fut attaqué par un prêtre de Cérès \*), qui l'accusait d'impiété et le traduisit devant les juges. Comme cette accusation pouvait avoir des suites fâcheuses, le philosophe jugea à propos de se retirer se-

\*) Der Götter des Ackerbaues und der Feldfrüchte,

èrement à Chalcis \*). Envain ses amis voulurent-ils l'arrêter : *Empêchons*, leur cria-t-il en partant, *empêchons qu'on ne fasse une seconde injure à la philosophie*. La première sans doute était le supplice de Socrate, qui pourrait être regardé comme un martyr de l'unité de Dieu, dans la loi de nature, s'il n'avait pas eu la faiblesse, pour complaire à ses concitoyens, d'ordonner en mourant, qu'on sacrifiât un coq à Esculape. \*\*)

On raconte diversément la mort d'Aristote. Les uns disent que désespéré de ne pouvoir deviner la cause du flux et reflux qui se fait sentir dans l'Euripe †), il s'y précipita à la fin, en disant ces mots : *puisque Aristote n'a jamais pu comprendre ††) l'Euripe, que l'Euripe le comprenne donc lui-même*. D'autres rappor-

rr) Hauptstadt der Insel Euboea. Diese Insel heist heutiges Tages Negropont.

\*) Dem Gott der Arzneikunde. Sokrates Worte lassen sich aber unschuldiger deuten : sie konnten Scherz seyn. Dies stimmt besser mit seinem Karakter und mit seinen übrigen Aeußerungen über die Religion.

\*) Euripus hieß die Meer-enge zwischen der Insel Euboea und dem festen Lande. Ebbe und Fluth erfolgte hier von jeher an einigen Tagen des Monats, z. B. vom neunten bis dreizehnten nach ungewöhnlichen und unbekannten Gesetzen, z. B. bisweilen einmal in 24 Stunden.

††) Fassen.

tent qu' après avoir quelque tems soutenu son infortune, et lutté pour ainsi dire contre la calomnie, il s'empoisonna pour finir comme Socrate avait fini. D'autres enfin veulent qu'il soit mort de sa mort naturelle, exténué par les trop grandes veilles, et consumé par un travail trop opiniâtre. Tel est le sentiment d'Apollodore \*), de Denys d'Halicarnasse \*\*), de Censorin \*\*\*), de Laerce. Ce dernier, pour prouver son infatigable activité dans le travail, rapporte, que lorsqu'il se mettait en devoir de reposer, il tenait dans la main une sphere d'airain, appuyée sur le bord d'un bassin, afin que le bruit qu'elle ferait en tombant dans le bassin, pût le reveiller.

Il rendit l'ame en invoquant la cause universelle, l'Etre suprême, à qui il allait se rejoindre. Les Stagiriens devaient trop à Aristote, pour ne pas rendre à sa memoire de grands

\*) Ein Lehrer der Wohlredenheit zu Athen, ungefähr anderthalb hundert Jahr vor C. G. Er beschreibt in seiner *Bibliothek* — so heisst sein Buch — die Götter und Helden vor dem trojanischen Kriege. (Dieser Krieg war 1200 J. vor C. G.)

\*\*) Er lebte zu Christi Zeiten und schrieb griechisch eine römische Geschichte, auch verschiedenes über Sprachphilosophie.

\*\*\*) Der im dritten Jahrhundert lebte und Sprachlehrer zu Rom war.

honneurs. Ils transporterent son corps à Stagire, et sur son tombeau ils eleverent un autel, et une espece de temple qu' ils appellerent de son nom, afinqu'il fût un monument eternel de la liberté et des autres privileges qu' Aristote leur avait obtenu soit de Philippe, soit d'Alexandre.

Si l'on en croit Origene\*), Aristote avait donné lieu aux reproches d'impiété, qui lui firent abandonner Athenes pour s'exiler à Chalcis. Dans les conversations particulieres il ne se ménageait pas assez: il osait soutenir que les offrandes et les sacrifices sont tout-à-fait inutiles; que les dieux sont peu d'attention à la pompe extérieure qui brille dans leurs temples. C'était une suite de l'opinion où il était, que la providence ne s'étend point jusqu'aux choses sublunaires. Le principe sur lequel il s'appuyait pour soutenir un système si favorable à l'impiété, revient à ceci: Dieu ne voit et ne connaît que ce qu'il a toujours vu et connu, les choses contingentes ne sont pas de

\*) Ein Kirchenlehrer aus dem vierten Jahrhundert, der unter die berühmtesten gehört. Er vertheidigte die christliche Religion wider Celsus in einer eigenen Schrift, in welcher sich auch diese Nachricht vom Aristoteles findet.

son ressort. La terre est le païs des changemens, de la génération et de la corruption : Dieu n'y a donc aucun pouvoir ; il se borne au païs de l'immortalité, à ce qui est de sa nature incorruptible. Aristote pour assurer la liberté de l'homme, croyait ne pouvoir mieux faire que de nier la providence : en fallait-il davantage pour armer contre lui les prêtres intéressés du paganisme ? Ils pardonnaient rarement, et surtout à ceux qui voulaient diminuer de leurs droits et de leurs prérogatives.

Quoique la vie d'Aristote ait toujours été fort tumultueuse, soit au Lycée, soit à la cour de Philippe, le nombre de ses ouvrages est cependant prodigieux à la tête sont ceux qui roulent sur l'art oratoire et sur la poétique. Il y a apparence que ce sont les premiers ouvrages qu'il ait composés. Il les destina à l'éducation du prince, qui lui avait été confié. On y trouve des choses excellentes et on les regarde encore aujourd'hui comme des chefs-d'oeuvres de gout et de philosophie. Une lecture assidue des ouvrages d'Homère lui avait formé le jugement, et donné un goût exquis de la belle littérature. Jamais personne n'a pénétré plus avant dans le coeur humain, ni

mieux connu les ressorts invisibles qui le font mouvoir. Il s'était ouvert par la force de son génie une route sûre jusqu' aux sources du vrai beau ; et si aujourd'hui l'on veut dire quelque chose de bon sur la *rhétorique* et sur la *poétique*, on se voit obligé de le répéter. Nous ne craignons point de dire que ces deux ouvrages sont ceux qui font le plus d'honneur à sa mémoire. Ses traités de *morales* viennent ensuite. L'auteur y garde un caractère d'honnêteté qui plaît infiniment ; mais par malheur il atédie au lieu d'échauffer ; on ne lui donne qu'une admiration stérile ; on ne revient point à ce qu'on a lu. La morale est sèche et infructueuse, quand elle n'offre que des vues générales et des propositions métaphysiques, plus propres à orner l'esprit et à charger la mémoire, qu'à toucher le cœur et à changer la volonté. Tel est en général l'esprit qui regne dans les livres de morale de ce philosophe. Voici quelques uns de ses préceptes avec le tour qu'il leur donne.

Le bonheur de l'homme ne consiste ni dans les richesses, ni dans les honneurs, ni dans la puissance, ni dans la noblesse, ni dans les spéculations de la philosophie ; mais bien plu-

tôt dans les habitudes de l'ame, qui la rendent plus ou moins parfaite.

La vertu est pleine de charmes et d'attraits; ainsi une vie, où les vertus s'enchaînent les unes avec les autres, ne saurait être que très heureuse.

Quoique la vertu se suffise à elle-même, on ne peut nier cependant qu'elle ne trouve un puissant appui dans la faveur, les richesses, les honneurs, la noblesse du sang, la beauté du corps, et que toutes ces choses ne contribuent à lui faire prendre un plus grand effort, et n'augmentent par-là le bonheur de l'homme.

Toute vertu se trouve placée dans le milieu entre un acte mauvais par excès \*) et entre un acte mauvais par défaut \*\*). Ainsi le courage tient le milieu entre la crainte et l'audace; la libéralité entre l'avarice et la prodigalité; la modestie entre l'ambition et le mépris superbe des honneurs; la magnificence entre le faste trop recherché et l'épargne fardide; la douceur entre la colère et l'insensibilité; la

\*) *Wo zu viel geschieht.*

\*\*) *Wo zu wenig geschieht.*



popularité entre la misantropie et la basse flatterie etc. D'où l'on peut conclure que le nombre des vices est double celui des vertus, puisque toute vertu est toujours voisine de deux vices qui lui sont contraires.

Il distingue deux sortes de justice, l'une universelle, l'autre particulière. La justice universelle tend à conserver la société civile par le respect qu'elle inspire pour toutes les loix. La justice particulière, qui consiste à rendre à chacun ce qui lui est dû, est de deux sortes, la justice distributive et la commutative. La justice distributive dispense les charges et les récompenses selon le mérite de chaque citoyen. La justice commutative consiste dans un échange de choses et donne à chacun ce qui lui est dû.

On se lie d'amitié avec quelqu'un ou pour le plaisir qu'on retire de son commerce, ou pour l'utilité qui en revient, ou pour son mérite fondé sur la vertu ou d'excellentes qualités. La dernière est une amitié parfaite. La bienveillance n'est pas, à proprement parler, l'amitié; mais elle y conduit, et en quelque façon elle l'ébauche.

Aristote a beaucoup mieux réussi dans sa logique que dans sa morale. Il y découvre les principales sources de l'art de raisonner; il perce dans le fond inépuisable des pensées de l'homme; il démêle ses pensées, fait voir la liaison qu'elles ont entr'elles, les suit dans leurs écarts et dans leurs contrariétés, les ramène enfin à un point fixe. On peut assurer que si l'on pouvait atteindre l'esprit\*), Aristote l'aurait atteint. N'est-ce pas une chose admirable, que par différentes combinaisons qu'il a faites de toutes les formes que l'esprit peut prendre en raisonnant, il l'ait tellement enchainé par les règles qu'il lui a tracées, qu'il ne puisse s'en écarter, qu'il ne raisonne inconséquemment \*\*)?

Voici le jugement avantageux que M. de Buffon\*\*\*) a porté de l'histoire des animaux de notre philosophe:

„L'histoire des animaux d'Aristote est peut-être encore aujourd'hui ce que nous avons de mieux fait en ce genre; et il serait à désirer

\*) *Den Geist erreichen*, d. i. das Wesen des menschlichen Geistes den Sinnen darstellen.

\*) Ohne Folge - widrig zu schließen, oder, wenn er nicht Folge - widrig schließen will.

\*\*\*) Der allgemein bekannte große Naturkundler in Frankreich.

qu'il nous eût laissé quelque chose d'aussi complet sur les végétaux et sur les minéraux ; mais les deux livres des plantes que quelquesuns lui attribuent, ne ressembloit point à cet ouvrage, et ne sont pas en effet de lui. Il est vrai que la botanique n'était pas fort en honneur de son tems. Les Grecs et les Romains même ne la regardaient pas comme une science qui dût exister par elle-même, et qui dût faire un objet à part ; ils ne la considéraient que relativement à l'agriculture, au jardinage, à la médecine et aux arts. Et quoique Théophraste, disciple d'Aristote, connût plus de cinq cent genres de plantes, et que Pline en cite plus de mille, ils n'en parlent que pour nous en apprendre la culture, ou pour nous dire que les unes entrent dans la composition des drogues ; que les autres sont d'usage pour les arts ; que d'autres servent à orner nos jardins etc. en un mot, ils ne le considèrent que par l'utilité qu'on en peut tirer, et ils ne se sont pas attachés à les décrire exactement."

„L'histoire des animaux leur était mieux connue que celle des plantes. Alexandre donne des ordres et fit des dépenses très-considérables pour rassembler des animaux, et en faire venir de tous les païs ; et il mit Aristote

en état de les bien observer. Il paraît par son ouvrage qu'il les connaît peut-être mieux, et sous des vues plus générales, qu'on ne les connaît aujourd'hui. Enfin, quoique les modernes aient ajouté leurs découvertes à celles des anciens, je ne vois pas que nous ayons sur l'histoire naturelle beaucoup d'ouvrages modernes qu'on puisse mettre au dessus de ceux d'Aristote et de Plin. Mais comme la prévention naturelle qu'on a pour son siècle, pourrait persuader que ce que je viens de dire est avancé témérairement, je vais faire en peu de mots l'exposition du plan de l'ouvrage d'Aristote."

„Aristote commence son histoire des animaux par établir des différences et des ressemblances générales entre les différens genres d'animaux; au lieu de les diviser par de petits caractères particuliers, comme l'ont fait les modernes. Il rapporte historiquement tous les faits et toutes les observations qui portent sur des rapports généraux, et sur des caractères sensibles. Il tire des caractères\*) de la forme, de la couleur, de la grandeur, et de

\*) Der Sinn ist: Er nimmt unterscheidende (karakteristische) Merkmale her aus der Bildung, Farbe, Grösse u. s. w.

toutes les qualités extérieures de l'animal entier, aussi du nombre et de la position de ses parties, de la grandeur, du mouvement, de la forme de ses membres; des rapports semblables ou différens qui se trouvent dans ces mêmes parties comparées; et il donne partout des exemples pour se faire mieux entendre. Il considère aussi les différences des animaux par leur façon de vivre, leurs actions, leurs mœurs, leurs habitations etc. Il parle des parties qui sont communes et essentielles aux animaux, et de celles qui peuvent manquer, et qui manquent en effet à plusieurs espèces d'animaux. Le sens du toucher, dit-il, est la seule chose qu'on doive regarder comme nécessaire, et qui ne doit manquer à aucun animal. Et comme ce sens est commun à tous les animaux, il n'est pas possible de donner un nom à la partie de leur corps, dans laquelle réside la faculté de sentir. Les parties les plus essentielles sont celles par lesquelles l'animal prend sa nourriture, celles qui reçoivent et digerent cette nourriture, et celles par où il rend le superflu. Il examine ensuite les variétés de la génération des animaux; celles de leurs membres, et des différentes parties qui servent à leurs fonctions naturel-

les. Ces observations générales et préliminaires font un tableau dont toutes les parties sont intéressantes : et ce grand philosophe dit aussi, qu'il les a présentées sous cet aspect, pour donner un avant-gout de ce qui doit suivre, et faire naître l'attention qu'exige l'histoire particulière de chaque animal, ou plutôt de chaque chose."

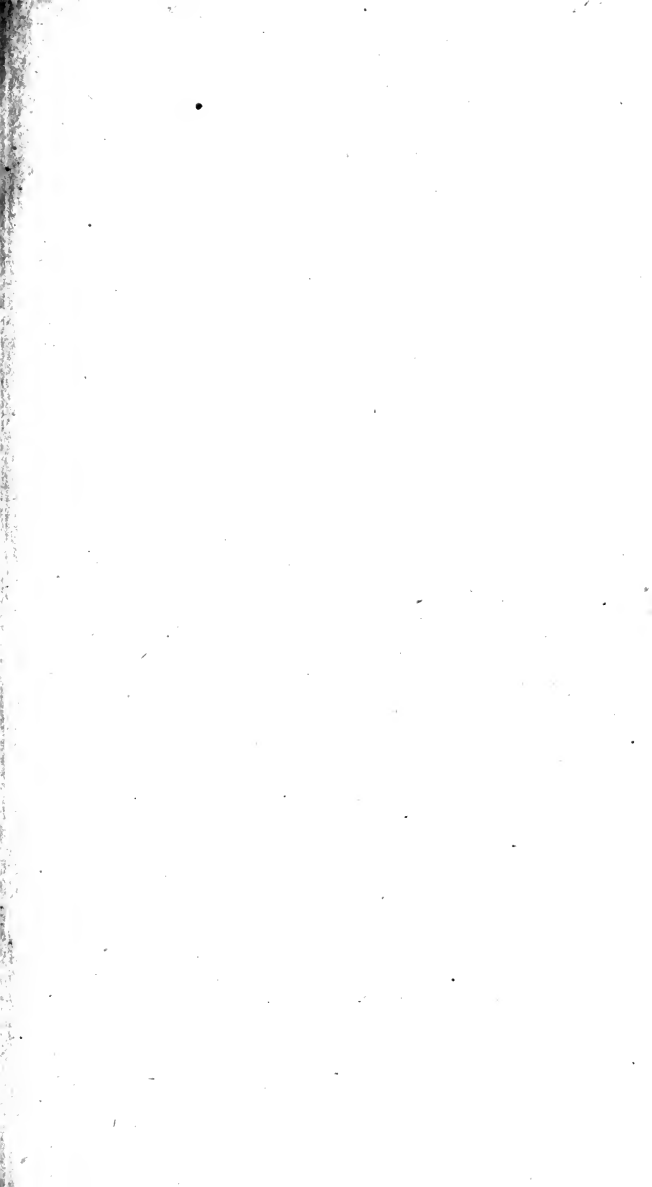
Il commence par l'homme, et il le décrit le premier, plutôt parcequ'il est l'animal le mieux connu, que parcequ'il est le plus parfait ; et pour rendre sa description moins sèche et plus piquante, il tâche de tirer des connaissances morales en parcourant les rapports physiques du corps humain, et il indique les caractères des hommes par les traits de leur visage. Se bien connaître en physionomie, ferait en effet une science bien utile à celui qui l'aurait acquise : mais peut-on la tirer de l'histoire naturelle ? Il décrit donc l'homme par toutes les parties extérieures et intérieures ; et cette description est la seule qui soit entière. Au lieu de décrire chaque animal en particulier, il fait connaître tous, par les rapports que toutes les parties de leur corps ont avec celles du corps de l'homme. Lorsqu'il

décrit, par exemple, la tête humaine, il compare avec elle la tête de toutes les especes d'animaux. Il en est de même de toutes les autres parties. A la description du noumon de l'homme, il rapporte historiquement tout ce qu'on savait des poumons des animaux; et il fait l'histoire de ceux qui en manquent. A l'occasion du sang, il fait l'histoire des animaux qui en sont privés; et faisant ainsi ce plan de comparaison dans lequel, comme l'on voit, l'homme sert de modele, et ne donnant que les différences qu'il y a des animaux à l'homme, et de chaque partie des animaux à chaque partie de l'homme, il retranche à dessein toute description particuliere; il évite par là toute répétition; il accumule les faits et il n'écrit pas un mot qui soit inutile; aussi a-t-il compris dans un petit volume un nombre infini de différens faits; et je ne crois pas qu'il soit possible de réduire à de moindres termes tout ce qu'il avait à dire sur cette matiere, qui parait si peu susceptible de cette précision, qu'il fallait un génie comme le sien pour y conserver en même tems de l'ordre et de la netteté. Cet ouvrage d'Aristote s'est présenté à mes yeux comme une table de matieres qu'on aurait extraites avec le plus grand soin de plu-

fiours milliers de volumes remplis de descriptions et d'observations de toute espece. C'est l'abrégé le plus savant qui ait jamais été fait, si la science est en effet l'histoire des faits. Et quand même on supposerait qu' Aristote aurait tiré de tous les livres de son tems ce qu'il a mis dans le sien, le plan de l'ouvrage, sa distribution, le choix des exemples, la justesse des comparaisons, une certaine tournure dans les idées, que j'appellerais volontiers *le caractère philosophique*, ne laissent pas douter un instant qu'il ne fût lui-même beaucoup plus riche que ceux dont il aurait emprunté."

---







PLEASE DO NOT REMOVE  
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

---

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

---

PQ  
1126  
T7  
v.3

Trapp, Ernst Christian  
Auszuge aus den  
franzosischen Classikern

